

Allan Guggenbühl: Sag ja zum Widerstand im Kinderzimmer

DIE WELTWOCHEN

Nummer 48 – 1. Dezember 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

4
194407 006902
47

Cédric Wermuth

Wie er die SP
übernehmen will

«Populismus»
Karriere eines
Kampfbegriffs

Von Graffenried
Warum aus
Berner Patriziern
Linke wurden

Lieblingsbücher
Petra Gössi,
Thomas Hürlimann,
Kurt Aeschbacher,
Urs Rohner,
Sarah Springman
u. v. m.



Alles Müller oder was?

Der unfreisinnige Kurs
des früheren FDP-Präsidenten

Philipp J. Müller





PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



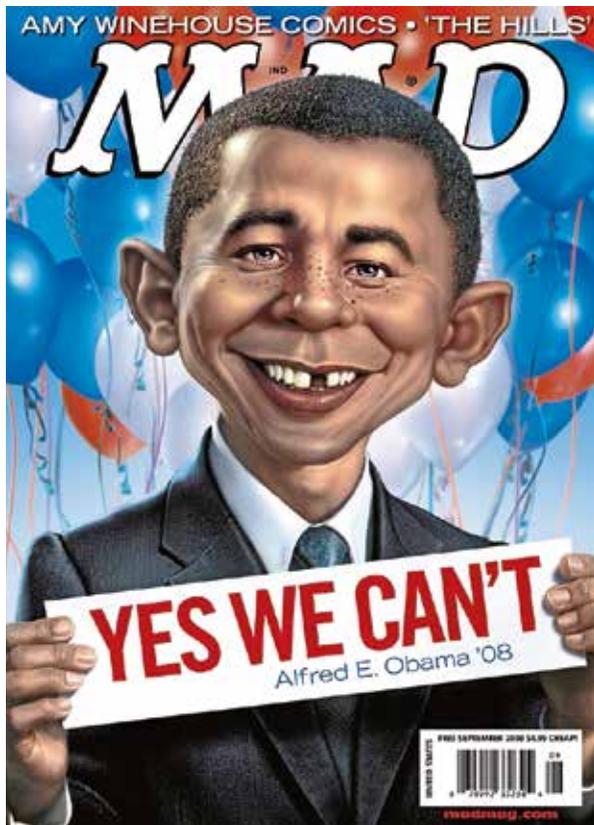
AVENGER
★
HURRICANE

Chronograf der Superlative. Gehäuse mit 50 mm Durchmesser in Breitlight®. Exklusives
Manufakturkaliber B12 mit militärischer 24-Stunden-Anzeige. Offiziell Chronometer-zertifiziert.

BREITLING BOUTIQUE
AUGUSTINERGASSE 48
ZÜRICH



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



Irrlichternd: Alfred E. Neumann als Barack Obama.

Das Zuwandern ist des Müllers Lust. In Bern, wo das Parlament die «Umsetzung» der von Volk und Ständen angenommenen Masseneinwanderungsinitiative diskutiert, spielen sich sonderbare Dinge ab. Im Zentrum steht der ehemalige FDP-Chef und «Mister 18 Prozent» Philipp Müller. Dieser lässt sich von der Linken einen Vorschlag für einen sogenannten Inländervorrang einflüstern, der in Wirklichkeit die EU-Ausländer begünstigt und eine den freien Arbeitsmarkt beschädigende Bürokratie nach sich zieht. Für unser Titelbild liessen wir uns vom Coverboy der amerikanischen Satirezeitschrift *Mad*, Alfred E. Neumann, inspirieren. Doch der irrlichternde Philipp Müller ist nicht der Einzige, der sich über die Verfassung hinwegsetzt: Verschiedene Bundesräte verfolgen ihre Partikularinteressen und täuschen das Volk. Derweil zeigen die jüngsten Zahlen, dass die weiterhin sehr hohe Zuwanderung nicht die versprochenen positiven Effekte auf die Produktivität und das Bruttoinlandprodukt pro Kopf haben. In unserem Titeldossier richten wir die Scheinwerfer auf den fortgesetzten Betrug am Souverän. **Seite 16–24**

Konrad Paul Liessmann ist *Weltwoche*-Vize Philipp Gut schon länger als anregender Buchautor und brillanter Analytiker des Zeitgeschehens aufgefallen. Der Wiener Philosoph seziert auch das eigene akademische Milieu mit unbestechlichem Blick. Wissenschaftler nähmen

für sich gern in Anspruch, auf der Seite der Guten zu stehen, um sich damit gegen Kritik zu immunisieren. Im Interview spricht Liessmann über die österreichischen Präsidentenwahlen vom kommenden Wochenende und darüber, was mit unserem Nachbarland eigentlich los ist. Und er schwärmt von der «moralfreien Diktion» eines Karl Marx, von der die heutige Linke meilenweit entfernt sei. **Seite 50**

Fidel Castro war der Prototyp des Caudillo, von denen es in der Geschichte Lateinamerikas eine barocke Fülle gab: ein wortgewaltiger Egomane und Diktator, der sich als Beschützer der Armen aufspielt und dabei keinen Widerspruch duldet. Doch seine fünfzigjährige Regentschaft hatte weitreichende Folgen für den ganzen Kontinent. Als Lateinamerika-Korrespondent hat Redaktor Alex Baur über die Jahrzehnte nicht nur Kuba mehrmals besucht, er recherchierte und schrieb auch zahlreiche Reportagen über die Konflikte in Zentral- und Südamerika, die ihre Wurzeln zu einem

guten Teil in der kubanischen Revolution haben. In einer Rückschau gelangt Baur zu einer ernüchternden Bilanz: Die sozialistischen Experimente sind ohne Ausnahme spektakulär gescheitert, und sie haben Millionen von Menschen ins Elend gerissen. Das Gute: Es besteht Hoffnung, dass mit Castro die Figur des Caudillo endgültig in der Mottenkiste der Geschichte verschwindet. **Seite 53**

Ihre Weltwoche

GESTRESST? ÜBERFORDERT? ERSCHÖPFT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Rita Kempter,

Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),

Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Mitfiebern

Beim einzigartigen Spengler Cup Davos.
ubs.com/spenglercup

SPENGLER  CUP DAVOS



Dumm

Der Ex-Präsident der FDP sägt an der Schweiz, die der Freisinn gebaut hat. Von Roger Köppel

Das geht gar nicht. Oder eben doch? Darf man einen nach allgemeiner Auffassung verdienten Politiker einer der grossen Schweizer Parteien, Ständerat, Freisinn, Gründung des modernen Bundesstaats 1848, Sonderbundskrieg, Aargauer, ehemaliger Parteipräsident, bei seinen Wählern unzweifelhaft und nach wie vor beliebt, Dauergesprächspartner der Medien, Liebling und sprudelnde Informationsquelle des Boulevards, darf man so einen Politiker «dumm» nennen?

Ja schlimmer noch, darf man diesen bekannten, beweglichen Strategen und Vordenker mit dem karikaturistisch verfremdeten Ohrfeigen- gesicht der amerikanischen Comic-Figur Alfred E. Neumann auf dem Titelblatt eines Wochenmagazins in kritischer Absicht überzeichnen?

Beenden wir die Fragerei mit einer Gegenthese: Natürlich darf man das, und man muss in diesem Fall sogar. Philipp Müller, von dem hier natürlich die Rede ist, ist zu einer Belastung für seine Partei, vor allem aber ist er zu einer Belastung für die Schweiz und ihre Unternehmen geworden.

Die Demokratie lebt davon, die Dinge und Probleme beim Namen zu nennen. Man sagt, wie es ist. Das ist nicht respektlos, im Gegenteil. Es gehört zum Respekt, dass man die Leute ernst nimmt, auch bei ihren Dummheiten. Und das, was Müller jetzt macht, ist eine gigantische Dummheit. Er schadet dem Freisinn, er schadet der Schweiz, möglicherweise massiv.

Ich sage das ohne jede Häme und Freude. Ich bin kein Feind der FDP. Ich bin nicht in dieser Partei, aber ich bin ein überzeugter Freisinniger, ein freiheitlich denkender Mensch, der seinen Liberalismus allerdings nicht aus den Wolken holt, sondern in seinen institutionellen Verkörperungen direkte Demokratie, Föderalismus und bewaffnete Neutralität nach Schweizer Art verwirklicht sehen möchte.

Früher hätte ich gesagt, ich sei ein Liberaler, aber ich kann dieses Wort kaum mehr aussprechen, seit sie alle heute irgendwie «liberal» sind von Sahra Wagenknecht bis Christa Markwalder. Diese will die freiheitlich-freisinnige Schweiz noch immer, man glaubt es kaum, in der Europäischen Union versenken, diesem form- und fleischgewordenen Gegenteil der Schweiz, das die Schweiz verschlingen würde, sollten wir jemals die epochale Dummheit begehen, diesem Unsinn beizutreten, wie Frau Markwalder unbelehrbar vorschlägt.

Man muss heute den Liberalismus vor den «Liberalen» retten. Deshalb: Ich bin Freisinni-



«Ohren auf Durchzug.»

ger, und ich bin gegen Müller. Und hier ist der Grund: Der Scheinfreisinnige Müller hintertreibt nicht nur den Freisinn. Er beschädigt die Schweiz, indem er an ihrem wichtigsten Stützpfeiler sägt, der bürgerlichen Selbstbestimmung. Das ist der Rechtsstaat, den die Freisinnigen erfunden haben. Rechtsstaat heisst: Wir halten uns ans Recht, und was Recht ist, das entscheiden Volk und Stände. Die Schweiz ist der einzige Staat der Welt, in dem die Bürger das Sagen haben. Sollten Sie setzen die Gesetze, nicht Müller. Er setzt um. Diesen Unterschied will der Unfreisinnige nicht mehr sehen.

Aber mehr noch: Müller steht an der Spitze derer, die den Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung nicht umsetzen, ihn versenken

wollen, obschon sie nach der Abstimmung eine möglichst wortgetreue Umsetzung versprochen haben. Er steht an der Spitze derer, die jedes Wimpernzucken aus Brüssel zum Anlass nehmen, die Bundesverfassung ängstlich preiszugeben. Der Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung war nicht irgendein Volksentscheid, sondern eine europapolitische Weichenstellung, welche die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung der Schweiz gegenüber der EU im hochempfindlichen Bereich der Zuwanderung bekräftigt. Unter anderem für diese Selbstbestimmung führte Müllers Freisinn einen Krieg vor über 150 Jahren. Müller wirft die Selbstbestimmung und damit die Schweiz über den Haufen, um den Linken und der EU zu gefallen.

Es geht weiter: Der frühere FDP-Präsident beerdigt nicht nur den ursprünglichen Volksentscheid. Er will den geltenden Verfassungsauftrag eines Inländervorrangs in eine schriftliche Begründungspflicht für die Unternehmen umwandeln, wenn sie einen inländischen Arbeitslosen nicht einstellen, der bei ihnen vorgeschrieben hat. Diesen freisinnigen Grabstein des freien Arbeitsmarktes, an dem die Linke natürlich die grösste Freude hätte, nennt Gewerbedirektor Hans-Ulrich Bigler (FDP) «nicht vollständig geglückt». Wäre er nicht so höflich, sondern direkt wie sein Parteikollege, hätte er Müllers Kuschneln mit den Linken wohl mit ganz anderen Worten gekennzeichnet.

Was ist hier los? Eine plausible Vermutung: Müller will mit Hilfe der Linken Bundesrat werden. Koste es, was es wolle. Das ist konsequent. Und – eben – dumm. Es ist dumm, sein Land und seine Partei den eigenen Absichten und Ambitionen zuliebe an die Wand zu fahren. Und es ist, mit allem Respekt, dümmer als dumm, wenn die Auswirkungen des eigenen Handelns am Ende die Voraussetzungen bedrohen, die dieses Handeln überhaupt erst möglich machen. Müller ist Freisinniger. Er lebt von der historischen Leistung und vom gewachsenen Prestige seiner Partei, die er durch seinen Angriff auf die freisinnigen Staatssäulen ruiniert. Merken es die Freisinnigen?

Müller ist nicht dumm. Er ist intelligent. Aber er handelt dumm, gemäss Duden: «unklug, in ärgerlicher Weise unangenehm». Er ist empfindlich, hochempfindlich, eine entsicherte, stets explosionsbereite Einpersonnenmine. Er hasst es, wenn man ihn kritisiert. Dann schaltet auch er, wie der ebenfalls hochempfindliche, ebenfalls unfreisinnige Kollege Kurt Fluri aus Solothurn, «die Ohren auf Durchzug», weil jede Kritik an ihm naturgemäss nur dumm sein kann. Müller diskutiert nicht mit seinen Kritikern. Zur Dummheit gehört es auch, den Standpunkt Andersdenkender automatisch für dumm zu halten.

Mir tut der Freisinn leid. Mir tut FDP-Chefin Petra Gössi leid, die von den Dummheiten ihres Vorgängers dauernd desavouiert wird.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Prinz Harry, Meghan Markle: Seite 44



Hort der Escobar-Gläubigen: Medellín. Seite 48



«Es gibt für die Elite nichts Schlimmeres, als versagt zu haben.»

Konrad Paul Liessmann: Seite 50

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 11 **Kommentar**
Falsches Jobwunder
- 11 **Im Auge** Fidel Castro
- 12 **Politik** Sommarugas Zwängerei
- 12 **EU** Primadonna Martin Schulz
- 13 **Atomausstieg** Nein heisst nein
- 13 **Technik** Adieu Anrufbeantworter
- 14 **Personenkontrolle** Sommaruga, Castro, Sommaruga, Funicello etc.
- 15 **Nachruf** Viktor Gertsch
- 26 **Die Deutschen** Andere Zeiten
- 26 **Wirtschaft** Schlagwort «Populismus»
- 27 **Ausland** Trumps Aussenpolitik
- 28 **Mörgeli** Strahlend in der Niederlage
- 28 **Bodenmann** Wie bei Hoeness
- 29 **Medien** Die Büropflanze von SRF
- 29 **Gesellschaft** Truthahn ohne Trump

Inland

- 16 **Masseneinwanderungsinitiative**
Die Eigeninteressen der Bundesräte
- 18 **Chronik eines Volksbetrugs**
Schweizer Politiker gegen das Volk
- 19 **Bilaterale** Vorteil unilateral
- 24 **Philipp Müller** Chronologie eines Irrlaufs
- 36 **Alec von Graffenried**
Berner Hoffnungsträger
- 38 **Cédric Wermuth** Wie er die SP Schweiz verändern will
- 45 **Ferien in Eritrea** Der Fall des Asylanten G.

Ausland

- 46 «Denken wie die bösen Männer»
Thesen von Trumps Sicherheitsberater
- 48 **Geliebter Massenmörder** Besuch im Pablo-Escobar-Viertel in Medellín
- 53 **Der letzte Caudillo** Kuba unter dem Joch des Castro-Clans

Wirtschaft & Wissenschaft

- 20 **Zuwanderung** Die Schweizer Wirtschaft verliert an Produktivität
- 21 **Arbeitslosigkeit** Was tun mit den über Fünfzigjährigen?
- 23 **Kurzsichtige Heiligsprechung**
Die Bilateralen werden überschätzt
- 34 **Populismus** Ursprünge einer hysterischen Worthülse
- 39 **Martin Janssen** Der Quer-Banker
- 47 **Der nächste Crash** Steve Eisman sieht eine neue Katastrophe kommen

Interview

- 50 «Völlig moralfreie Diktion» Der Philosoph Konrad Paul Liessmann

Kultur & Gesellschaft

- 30 **Grundbegriffe des Lebens**
Linus Reichlin über Beziehungen
- 40 **Sex, Politik und Missen** Peter Rothenbühlers Autobiografie
- 42 **Kleine Rebellen** Widerstand im Kinderzimmer
- 44 **Grösser träumen** Wie angelt man sich einen Prinzen?
- 56 **Lieblingsbücher** Empfehlungen von Prominenten, Experten und Redaktion

- 62 **Gruseln beim Kuscheln**
«Mind Control» von Stephen King
- 63 **Schweizer Klassiker** «Schuss von der Kanzel» von C. F. Meyer
- 64 **Wider den feministischen Ehrenmord** von Regula Stämpfli
- 65 **Fadengerade** Ein Wort will nach oben
- 66 **Kinderbücher** Kritische Tipps von Andreas Thiel

Rubriken

- 32 **Darf man das?/Leserbriefe**
- 54 **Ikone der Woche** Jasmine Tookes, Victoria's-Secret-Model
- 68 **Top Ten**
- 68 **Kino** «Sully»
- 69 **Jazz** Marc Perrenoud
- 70 **Namen** Geheimnis gelüftet
- 71 **Hochzeit** Ehepaar Schmassmann Ramsay
- 71 **Thiel** Hassan
- 72 **Wein** Valtravieso La Revilla Ribera del Duero DO 2009
- 72 **Zu Tisch** Alain Ducasse, Paris
- 73 **Auto**
Mercedes-AMG E 63 S 4Matic+
- 74 **MvH trifft** Lang Lang, Pianist



Seminar- und Eventhotel riverside

Feiern im Januar

Suchen Sie für Ihren Geschäftsanlass etwas Aussergewöhnliches mit Ambiente und Stil? Dann feiern Sie in der ehemaligen Garn-Spinnerei-Letten, wo sich Nostalgie und Moderne perfekt vereinen. Ob für grössere Gesellschaften oder im kleinen Rahmen, wir bieten Ihnen in einer einmaligen Atmosphäre, weit entfernt von Lärm und Stress des Alltags, verschiedene Lokalitäten für bis zu 320 Personen – und das alles unter einem Dach!

Januar-Special: Gerne offerieren wir bei einer Buchung ab 10 Personen einen Winterzauber-Apéro.



Kammereisaaal

Kesselhaus

Thaigarden

Turbinenstube

Riveralp

Bowling



riverside ... alles im grünen bereich.

spinnerei-lettenstrasse
ch-8192 zweidlen-glattfelden

+41 43 500 92 92
www.riverside.ch



**Öffentliche Vorträge von Roger Köppel,
Chefredaktor und Verleger der Weltwoche**

Trump, Brexit und die Folgen für die Schweiz

Ein optimistischer Blick in die Zukunft

Nächste Veranstaltungen:

**Basel: Donnerstag, 1. Dezember 2016
Universität Basel, Aula Kollegienhaus**

**Genf: Mittwoch, 7. Dezember 2016
Hotel «Warwick Geneva», Genf**

Beginn: 19.30 Uhr, Türöffnung: 18.30 Uhr, Eintritt frei

Falsches Jobwunder

Von Beat Gygi — Wenn die Schweizer Wirtschaft stark bleiben soll, dürfen die Bilateralen nicht um jeden Preis verteidigt werden.



Leichte Verfügbarkeit günstiger Arbeitskräfte.

Die Schweizer Wirtschaft macht im europäischen Vergleich einen starken Eindruck. Das Wachstum zieht wieder an, auch wenn ein Plus von 1,5 Prozent in diesem Jahr und vielleicht 1,8 Prozent im nächsten Jahr noch nicht bedeutet, dass alle Möglichkeiten und Begabungen gut genutzt werden. Aber die Arbeitslosigkeit ist nicht hoch, die meisten Leute scheinen also genug zu tun zu haben, auch wenn Deutschland in dieser Beziehung mittlerweile den besseren Eindruck macht als die Schweiz. Die starke Wirtschaft darf auf keinen Fall aufs Spiel gesetzt werden, wenn es jetzt um die Suche nach der künftigen Beziehung zwischen der Schweiz und der EU geht – viele Wirtschaftsvertreter und Politiker denken so und warnen eindringlich davor, die bilateralen Verträge Schweiz–EU zu gefährden. Ähnliches kann man aus dem soeben veröffentlichten Sorgenbarometer der Credit Suisse herauslesen; in den letzten zwei Jahren stellte das Thema EU/Bilateralen die fünftwichtigste Sorge der Befragten dar.

Dabei ist es so, dass gerade das unbedingte Festhalten an den Bilateralen die Schweizer Wirtschaft langfristig auf einen falschen Kurs führen und empfindlich schwächen kann. Wie kommt das? Das Paket der sieben bilateralen Verträge enthält die Personenfreizügigkeit, welche die freie Wanderung von Arbeitskräften und ihren Familien von einem Land ins

andere als Grundfreiheit fordert. Es ist verboten, an den Grenzen diesen Verkehr zu kontrollieren oder einzuschränken. So verschieben sich also Leute auf der Suche nach neuen Stellen in Länder und Branchen mit attraktiven Löhnen und Arbeitsbedingungen und treiben dort die Wirtschaft an.

Gefährlicher Wachstumsbeschleuniger

Was soll nun falsch daran sein, dass der Zustrom von Fachkräften aus ganz Europa die Schweizer Wirtschaft die Chance nutzen liess, neue Firmen und Stellen zu schaffen, Produktionsanlagen zu erweitern und neue Produkte zu kreieren und so in tausend Richtungen zu wachsen? Die Personenfreizügigkeit wirkte in der Schweiz doch wie ein Wachstumsbeschleuniger. Das stimmt, aber wie ein gefährlicher Wachstumsbeschleuniger. Zum einen darf man nicht vergessen, dass die Zuwanderung unwillkommene Nebenwirkungen auf Wohnraum, Strassen, Verkehrsnetz, Schulen, Siedlungsbild oder lokale Sitten und Gebräuche haben kann, die für die Gesellschaft wichtig sind.

Zum andern kann ein Wachstumsbeschleuniger selbst abgesehen davon für die Wirtschaft direkt schädlich sein – dann nämlich, wenn er wie ein Wuchsstoff wirkt. Mit Wuchsstoffen kann man auf dem Feld Pflanzen überlisten, zum Beispiel Unkraut bekämpfen. Die Chemie des Mittels wirkt so, dass die Pflanze bei dessen Aufnahme übertrieben schnell zu wachsen beginnt und so ungestüm und unkontrolliert Zellen und Triebe bildet, dass sie ihre Stoffwechselreserven in kurzer Zeit verbraucht und irgendwann am Ende ist.

Ein Blick in die Schweizer Wirtschaft deutet darauf hin, dass dieser Vergleich nicht abwegig ist. Im Zuge der Zuwanderung hat es in der Schweiz ein enormes Stellenwachstum gegeben, ein «Jobwunder» – aber nicht in der Privatwirtschaft, sondern im öffentlichen und halböffentlichen Sektor, vor allem in Gesundheitswesen, Bildung und Sozialem. Nun wird Beobachtern mehr und mehr bewusst, dass in der Schweiz die Arbeitsproduktivität, also der Ertrag pro Stunde, seit fast zehn Jahren keine Fortschritte mehr macht. Möglicherweise hat man sich in den Jahren der leichten Verfügbarkeit günstiger ausländischer Arbeitskräfte eben bereits verausgabt mit Investieren in neue Stellen, die nun weniger produktiv sind als gedacht. In dieser Lage nun stur am Zuwanderungskurs festzuhalten, hiesse, gegen die Schweizer Wirtschaft zu arbeiten.

Der Markenbotschafter



Fidel Castro, Uniformenträger.

Fidel Castro war nie in Herzogenaurach. Dort haben die deutschen Sportartikel-firmen Adidas und Puma der längst toten Dassler-Brüder ihre Gründersitze. Es gehört zu den Phänomenen der Mode, weshalb Fidel Castro, der kubanische Comandante en Jefe, in den letzten Jahren seines Daseins das wilde Revolutions-Outfit mit Trainingsklamotten aus Alemania vertauschte, wie sie sonst auf Sport- und Campingplätzen und als globale Rentneruniform verbreitet sind. Unvergessen, wie der einstige Jesuitenschüler im September 2015 in Havanna Papst Franziskus empfing in einer karibikblauen Jacke mit den drei weissen Streifen. Adidas hat in offiziellen Statements darauf hingewiesen, dass der Máximo Líder nicht in ihrem Solde als Werbebotschafter tätig sei. Ganz anders als sein Amigo Diego Maradona, dem er mehrmals mit diskreten Entziehungskuren auf der Insel beisprang. Maradona ist lebenslängliches Aushängeschild für Puma und glühender Castro-Verehrer, an der Wade trägt er ein Fidel-Tattoo. Castro war fasziniert vom Ruhm des argentinischen Fussballers, von dessen Glanz durch ihre Freundschaft auch etwas auf Kuba zurückstrahlte. Maradona erinnerte ihn an seine eigene Jugend, als er von einer Karriere als Baseballprofi bei den New York Yankees träumte, dann aber das Jus-Studium in Santiago de Cuba vorzog und als Aufrührer im Gefängnis landete. Castros grösster Triumph, nach Revolution und Schweinebucht, war zweifellos der Sieg der Kubaner über die USA im Baseball-Halbfinal an den Olympischen Spielen 2008 in Peking. Es war auch das Jahr, an dem er die Macht faktisch an seinen Bruder Raúl abgab. Kubas Elitesportler wurden von Adidas ausgerüstet, noch bis 2012. Es ist anzunehmen, dass Fidel sich aus den Drei-Streifen-Kollektionen selber bediente. In den letzten Monaten seines Lebens trug er bei den seltenen fotografierten Auftritten plötzlich das Signet des fliegenden Puma. Castro ein kapitalistischer Überläufer? Nun, der kubanische Sport hatte einfach Fahne und Firma gewechselt.

Peter Hartmann

Die Zwängerin

Von Markus Schär — Bundesrätin Sommaruga macht die Vernehmlassung lächerlich.

Verschärfen sich die gesellschaftlichen Spannungen auch in der Schweiz? Nein, meinte Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) im Gespräch mit der NZZ, denn die Auseinandersetzungen zwischen Volk und Elite zeigten sich hierzulande schon seit einiger Zeit: «Die direkte Demokratie bringt Spannungen schneller an die Oberfläche.»

In der Schweiz muss letztlich jede Vorlage vor dem Volk bestehen; das Schweizer Politsystem will deshalb alle wichtigen Kräfte einbeziehen. Einerseits sitzen diese in der Regierung; nur schon darum stellen die Sozialdemokraten mit einem Wähleranteil von nicht einmal zwanzig Prozent seit 57 Jahren zwei Bundesräte. Andererseits bringen Interessenvertreter ihre Ansichten und Anliegen schon früh in die Gesetzgebung ein: dank dem Vernehmlassungsverfahren.

Eindeutiges Echo

In der schwierigen Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt, sei das Vernehmlassungsverfahren für den Bundesrat ein «zentrales Koordinationsinstrument», schreibt der Berner Politologe Adrian Vatter in seinem lesenswerten Handbuch «Das politische System der Schweiz»: Es fördere einerseits die Sachgerechtigkeit und die Vollzugstauglichkeit, andererseits aber vor allem auch die Akzeptanz. So liessen sich Blockaden vermeiden.

Deshalb schickte Bundesrätin Sommaruga auch ihre Vorschläge zur Revision des Aktienrechts in die Vernehmlassung, samt einer Idee, bei der sie schon wusste, wie das Echo tönen würde: Sie wollte eine Frauenquote für die Führung von Unternehmen erzwingen. Die Betroffenen lehnten die Provokation denn auch rundweg ab: Economiesuisse, Arbeitgeber, Gewerbeverband und damit auch die SVP, die FDP, die CVP und die Mehrheit der Kantone. Bei einem so klaren Kräfteverhältnis zählt die Bundesverwaltung gerne einfach Stimmen, gibt also den FDP-Frauen Bern (pro) dasselbe Gewicht wie der SVP Schweiz (contra). Diesmal hielt der Vernehmlassungsbericht aber korrekt fest, die Teilnehmer forderten die ersatzlose Streichung der Vorschrift.

Simonetta Sommaruga schloss daraus: nichts. Sie schwächte ihren Vorschlag leicht ab und schickte die Vorlage lächelnd dem Parlament. Dass die Medien fanden, ihr Vorgehen grenze an Starrsinn, machte ihr gar nichts aus. Auch nicht, dass sich die gesellschaftlichen Spannungen verschärfen, weil der Bundesrat einmal mehr missachtet, was die Betroffenen meinen.

Bärtige Primadonna

Von Wolfgang Koydl — Martin Schulz, der Präsident des EU-Parlaments, fühlt sich zu höchsten Aufgaben berufen. Selten klafften Anspruch und Wirklichkeit so weit auseinander.

Sapperlot, der Mann kann einfach alles. Präsident. Kanzler. Aussenminister. Wahrscheinlich kann er auch Papst, Dalai Lama sein und den besten rheinischen Sauerbraten der Welt zubereiten. Dumm nur, dass er sich irgendwann entscheiden muss für einen Posten, weil es sie nicht in Personalunion gibt. Diese Entscheidung hat Martin Schulz nun mitgeteilt – in drei Sprachen, denn auch die kann er selbstverständlich. Er will jetzt erst mal Bundestagsabgeordneter werden in Berlin.

Wie bitte? Nur ein einfacher Parlamentarier? Natürlich nicht, das soll nur der erste Schritt ins Kanzleramt sein. Drunter tut es der 62-jährige Ex-Buchhändler und Ex-Provinzbürgermeister nicht. Für einen Mann, der seit vier Jahren das Europäische Parlament als Präsident mit Aufwand, Aplomb und Allüren eines persischen Schah-in-Schah führt, würde das Amt des deutschen Kanzlers wahrscheinlich eine schmerzhaft einschränkende bedeuten. Schon von der Vergütung her.

Der Präsident umgibt sich mit einem persönlichen Stab von 33 Leuten – darunter sechs Pressesprecher, zwei Chauffeure für die beiden Dienstkarossen und zwei eigene Saaldiener im Frack. Fast schon erstaunlich, dass sich kein Vorkoster unter dem Personal findet, angesichts der Vorliebe des Gourmets Schulz für teures und edles Essen. Er wisse nicht, ob er

ihn einen «Bollinger-Bolschewiken» oder einen «Foie-gras-Föderalisten» nennen solle, spottete Nigel Farage als dessen britische eurokritische Nemesis unter Verweis auf den französischen Nobelchampagner und die feine Edel-Delikatesse.

Jetzt kommt Schulzman

An einem Übermass an Bescheidenheit krankt Schulz wahrlich nicht. Rund drei Monate nachdem er 2012 ins Amt – und in ein neues, grösseres Büro – des Parlamentspräsidenten gehievt worden war, stellte die Website der Institution ein Video über den neuen Chef online. Der Titel: «100 Tage im Amt, den Planeten retten.» Tritt mal zur Seite, Superman. Jetzt kommt Schulzman.

Selten war die Kluft zwischen Selbsteinschätzung und Realität grösser als bei dem Sozialdemokraten, der von sich sagt, dass er sein ganzes Leben ins Projekt Europa investiert habe. Als grosse Leistung rechnen es ihm seine Lobhudler an, dass er sein Versprechen eingelöst und das Parlament «sichtbarer, hörbarer und einflussreicher» gemacht habe. Das ist richtig, aber nur, wenn man das Wort «Parlament» durch «Präsident» ersetzt. Schulz hat das EU-Parlament nur als Bühne benutzt, auf der er selbst ganz vorne im gleissenden Scheinwerferlicht steht.

De facto aber hat er die Arbeit des Parlaments nicht gefördert, sondern oft sogar behindert. Wann immer die Abgeordneten etwa der Kommission – also quasi der Regierung der EU – auf die Finger sehen wollten, schritt der Präsident rasch ein. Egal, ob es der skandalträchtige maltesische Kommissar John Dalli oder Schulz' Busenfreund Jean-Claude Juncker mit den Luxleaks-Enthüllungen oder der deutsche Kommissar Günther Oettinger war – Schulz stellte sich immer schützend vor die Vertreter der Exekutive. Am liebsten ist ihm die Kungelei bei einem guten Lunch: Regelmässig treffen sich er und die Vorsitzenden der beiden grössten Parlamentsfraktionen mit Juncker und dessen Vize zum einvernehmlichen Plausch.

Kein Wunder also, dass in Brüssel kaum jemand eine Träne vergiesst, wenn die bärtige Primadonna nun nach Berlin entschwindet. In die Erleichterung mischt sich allerdings eine Sorge: Was, wenn die Deutschen ihn im nächsten Jahr doch irgendwie zum Kanzler machen? Dann hätte er in Brüssel wirklich etwas zu sagen.



EU-Parlament als Bühne: Martin Schulz (SPD).

Nein heisst nein

Von Alex Reichmuth — Politiker, Lobbyisten und Journalisten wollen das Nein zum Atomausstieg zu einem Ja zur Energiestrategie des Bundes umdeuten. Sie ignorieren den Willen des Volkes.

Als am letzten Sonntag das Resultat feststand, verschickte der Verband Schweizerischer Elektrizitätsunternehmen (VSE) ein Communiqué mit dem erstaunlichem Titel «Schweizer Volk will den geordneten Ausstieg aus der Kernenergie». Dabei hatte das Volk soeben den Ausstieg aus der Kernenergie abgelehnt. Laut VSE aber hatten sich die Stimmbürger «für den von Vernunft geprägten Weg» ausgesprochen, «wie er vom Bundesrat mit der Energiestrategie 2050 vorgezeichnet ist».

Auch bei anderen Kommentaren rieb man sich die Augen. Die Initianten sprachen nach ihrer Niederlage von «einem klaren Zeichen für einen raschen Atomausstieg». SP-Nationalrat Beat Jans liess verlauten, selbst die Gegner der abgelehnten Initiative wollten den Atomausstieg. Energieministerin Doris Leuthard (CVP) verkündete, die Stimmbürger seien «überzeugt» vom Beschluss von Bundesrat und Parlament, keine neuen Atomkraftwerke zu bauen.

In Wahrheit haben die Stimmbürger am letzten Wochenende die Initiative der Grünen für einen Atomausstieg bis 2029 bachab geschickt – nicht mehr und nicht weniger. Damit blieb sich das Volk treu. In den letzten vierzig Jahren hat es das Ende der Kernenergie jedesmal verworfen, wenn es danach gefragt worden war: 1979 mit 51 Prozent Nein. 1984 mit 55 Prozent Nein. 1990 mit 53 Prozent Nein. 2003 mit 66 Prozent Nein. Und jetzt mit 54 Prozent Nein. Egal also, ob in der Sowjetunion ein Reaktor explodiert oder ob es in Japan zu einer Kernschmelze gekommen war: Das Volk sagte stets nein zum Atomausstieg.

«Wollt ihr Dreckstrom importieren?»

Doch die neueste Abfuhr scheint auch die Sinne von Journalisten vernebelt zu haben. Gewonnen hätten «die Ausstiegspragmatiker», behauptete Raphaela Birrer im *Tages-Anzeiger*. «Längerfristig ist der Atomausstieg somit besiegelt», schrieb Ruedi Studer im *Blick*. «Die Schweiz verabschiedet sich vom Atomstrom, aber auf gemächliche Art und Weise», so Christoph Keller auf Radio SRF.

Nun kann man darüber werweisen, wie das Volk entscheidet, falls es demnächst zur Energiestrategie des Bundes befragt werden sollte. Möglichweise deuten die 45 Prozent Ja vom Sonntag an, dass die Stimmbürger dem Verbot neuer Kernkraftwerke zustimmen, das mit der Energiestrategie verbunden ist. Vielleicht wollen sie aber von einem «langsamen» Atom-



Klares Votum: AKW Gösgen.

ausstieg genauso wenig wissen wie von einem «raschen».

Wahrscheinlich ist jedoch, dass das Resultat davon abhängt, wie nach der Energiestrategie gefragt wird: «Wollt ihr dem Atomstrom und den klimaschädlichen Brennstoffen adieu sagen?» Wer möchte da schon nein stimmen! «Wollt ihr Dreckstrom importieren, auf Flugreisen verzichten und zehn Franken für den Liter Benzin bezahlen?» So gefragt, wäre das Ja wohl nicht mehr so gewiss.

Immerhin stimmte das Volk bisher fast jedes Mal nein, wenn es die Konsequenzen der angepriesenen Ökowende tragen sollte. Auf nationaler Ebene lehnten die Stimmbürger erst vor einigen Monaten die Initiative für eine «Grüne Wirtschaft» klar ab, die wohl Verhaltensvorschriften zur Folge gehabt hätte. Letztes Jahr kassierten die Grünliberalen mit ihrem Vorstoss für eine «Energie- statt Mehrwertsteuer» an der Urne eine Niederlage historischen Ausmasses. Auf kantonaler Ebene sagten die Berner 2011 nein zu einer Förderabgabe auf Strom. 2012 lehnten die Freiburger ein Verbot von Elektroheizungen ab. Und am letzten Sonntag schickten die Baselbieter, ziemlich unbemerkt von der schweizweiten Öffentlichkeit, eine neue Energiesteuer bachab. Die Regierung und fast alle Parteien waren dafür gewesen.

Letzter Piep

Von Rico Bandle — Der Anrufbeantworter hat ausgedient. Und das ist gut so.

Noch immer kommt es vor, dass sich bei Anrufen eine Computerstimme meldet: «Willkommen bei Combox von...». Wie es weitergeht, weiss ich nicht. Ich hänge immer sofort auf. Damit bin ich nicht allein.

Die Combox, der digitale Nachfolger des Anrufbeantworters, ist überflüssig geworden. Wie der Telex. Wie das Fax. Wer eine Nachricht hinterlassen möchte, wartet nicht auf den Piepston – wer hört die Combox überhaupt noch ab? –, sondern schickt eine Nachricht, per SMS, per Whatsapp oder per Snapchat.

Mit dem Anrufbeantworter verschwindet das erste Medium, das ständige Erreichbarkeit versprach. Aus US-Filmen kannten wir ihn schon lange. Dort allerdings hatten die Leute eine eigenartige Handhabe mit dem neomodischen Gerät: Die Angerufene (meist eine erzürnte Frau) nahm das Telefon auch dann nicht ab, wenn sie zu Hause war, sondern hörte sich zuerst an, was der Anrufer aufs Band sprach (meist der Liebhaber, der darum flehte, sie solle doch zum Hörer greifen).

Bei uns setzte sich diese Anwendung nie durch. Hier diente die Plastikbox mit der klei-



Überbleibsel aus der Prä-Mobiltelefon-Ära.

nen Tonbandkassette bloss dazu, keinen Anruf zu verpassen. Blinkte bei der Heimkehr das rote Lämpchen, so wusste man: Jemand hat eine Nachricht hinterlassen! Und hoffte, dass es nicht die Steuerbehörde war. Der Anrufbeantworter war aber auch so etwas wie eine Visitenkarte: Die Spröden hatten spröden Ansagetext, jene, die sich für originell hielten, einen originellen.

Das ist alles vorbei. Die heutige Combox ist bloss noch ein lästiges Überbleibsel aus der Prä-Mobiltelefon-Ära. Wenn man die Leute fragt, weshalb sie die unnütze Funktion noch immer in Betrieb haben, kriegt man fast immer dieselbe Antwort: «Ich weiss nicht, wie man sie ausschaltet.»

Personenkontrolle

Sommaruga, Castro, Sommaruga, Funicello, Wermuth, Chávez, Juncker, Portmann, Keller, Büchel, Boulouchos, Barmettler, Pfister, Leuthard, Derder, Landolt, Schibli, Bieler, Barroso, Hofer, Frehner, Martullo, Reimann, Rime, Aeschi, Nantermod, Söllner, Landolt

Simonetta Sommaruga (SP) — vor einer Woche landete sie mit der Frauenquote im Bundesrat einen politischen Coup, der den Bürgerblock verärgerte. Was man nicht wusste: Sie wollte letzten Mittwoch ihren Kollegen noch eine andere Schnapsidee aufschwätzen. Bei der Beratung eines besseren Vollzugs der flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit, also für wirksamen Schutz gegen Lohndumping, forderte die SP-Bundesrätin eine massive Erhöhung der Kontrollintensität durch die kantonalen tripartiten Kommissionen. Wer die vom Bund festgelegten Kontrollziele nicht erreiche, solle ausserdem sanktioniert werden. Aber für einmal verweigerte der Bundesrat seiner regulierungswütigen Justizministerin die Gefolgschaft. (*hmo*)

Die Linke hat von Alters her eine Schwäche für kommunistische Tunichtgute in Lateinamerika. Diese flammte nach dem Tod von **Fidel Castro** auf. Der Genfer SP-Nationalrat **Carlo Sommaruga**, der auch immer wieder als Sympathisant der Farc-Guerilla in Kolumbien auffällt, flötete: «Die Geschichte wird dich freisprechen! Dein Volk wird dich feiern! Die Sozialisten werden dich vermissen! Che Guevara wird dich anlächeln. Adiós Comandante!» Auch Juso-Chefin **Tamara Funicello** offenbarte eine bis anhin unbekannte linksmilitärische Ader: «Hasta la victoria siempre, Fidel!» Beinahe ohrenbetäubend war das Schweigen von **Cédric Wermuth**, der sich auch schon als Verehrer des verstorbenen venezolanischen Diktators **Hugo Chávez** profilierte hatte. (*fsc*)

Dass man kein dunkelrotes Parteibuch besitzen muss, um einem wüsten Diktator postum ein Kränzchen zu winden, stellten EU-Kommissions-Präsident **Jean-Claude Juncker** und **Hans-Peter Portmann** von der Schweizer FDP unter Beweis. Ersterer pries Fidel Castro als einen «Held für viele», während Letzteres, als Präsident der Parlamentariergruppe Schweiz-Kuba, dem kubanischen Volk sein



Kontrollsucht: Bundesrätin Sommaruga (SP).



Unerwünscht: José Manuel Barroso.

«Beileid» aussprach. Angesichts der rabenschwarzen Bilanz von Castro in Bezug auf die Menschenrechte und die wirtschaftliche Verelendung des Landes klingen solche Beileidsbekundungen etwas geschmacklos. (*fsc*)

Um die Energiewende muss sich offenbar auch der Kultursender SRF 2 kümmern. Redaktor **Christoph Keller** sprach deshalb am Tag nach der Volksabstimmung eine Stunde lang mit **Daniel Büchel**, Vizedirektor des Bundesamtes für Energie, ETH-Professor **Konstantinos Boulouchos** und Swissscleantech-Lobbyistin **Franziska Barmettler** – der Ausgewogenheit halber alle drei Missionare für die Energiestrategie 2050, gegen die die SVP mit Verbündeten das Referendum ergriffen hat. Der Radiomann sagte, den Fakten und nur den Fakten verpflichtet, zu Beginn: «Die Schweiz verabschiedet sich vom Atomstrom – aber auf gemächliche Art und Weise. Das ist der Wille des Volkes.» Ääh, nein: Das Volk hat zum fünften Mal die Verabschiedung vom Atomstrom abgelehnt. Und es muss sich erst weisen, was bei der Energiewende sein Wille ist. (*sär*)

Gute Nachrichten für den Steuerzahler: Der Nationalrat hat am ersten Sessionstag entschieden: «Keine Aufweichung der Schuldenbremse». Damit folgte er einer Motion seiner Finanzkommission mit eher knappen 94 zu 86 Stimmen. Bei dem bürgerlichen Kernanliegen nicht mitziehen wollte die CVP-Fraktion (einschliesslich Präsident **Gerhard Pfister**). Die Christlichdemokraten unterfütterten damit eine Theorie, nach der die Aufweichung der Schuldenbremse eine Idee ihrer Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP) gewesen sei. Leut-



Linksmilitärische Ader: Juso-Chefin Funicello.



Von wegen unparteilich: Swissinfo-Chefin Bieler.



Teure Visionen: CVP-Präsident Pfister.

hard, so hört man, wolle am liebsten unbelastet von Budgetrestriktionen ihre teuren Visionen wie etwa die Energiestrategie 2050 in die Tat umsetzen. Bei der FDP, die geschlossen gegen die Aufweichung der Schuldenbremse stimmte, tanzte lediglich Linksausleger **Fathi Derder** aus der Reihe. Von der BDP, die in der Frage sonst solide stimmte, hiess der einzige Abweichler **Martin Landolt**. (*fsc*)

Wie es die SRG mit der Unparteilichkeit hält, zu der sie Verfassung und Gesetz verpflichten, zeigte auch Swissinfo unter dem Direktor **Peter Schibli** und der neuen Chefredaktorin **Larissa M. Bieler**. Der englischsprachige Dienst meldete am Sonntag nach der Volksabstimmung: «A majority of cantons failed to vote for taking the country's nuclear plants offline.» Zu Deutsch: «Eine Mehrheit der Kantone schaffte es nicht, für das Abstellen der Atomkraftwerke des Landes zu stimmen.» (*sär*)

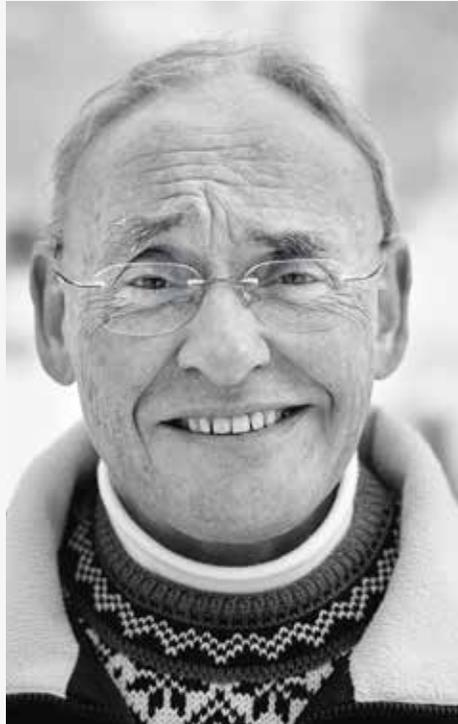
Der letzte Auftritt an seiner Alma Mater war im Oktober. **José Manuel Barroso**, Ex-Chef der EU-Kommission, diskutierte am Genfer Hoch-

schulinstitut für Internationale Studien mit **Norbert Hofer**, dem FPÖ-Kandidaten für das österreichische Präsidentenamt. «Ich mag Österreich», knurrte Barroso mit Blick auf sein Gegenüber. «Aber bestimmte Personen mag ich nicht.» Nun ist er selbst in Ungnade gefallen. In Genf will man ihn nicht mehr als Gastprofessor. Grund: Seine neue Tätigkeit für die Banker von Goldman Sachs erscheint zu anrühlich. (ky)

Einen teuren Fauxpas leistete sich am Dienstag die SVP im Parlament. Beim Sparprogramm für die kommenden Jahre nahmen etliche Parteivertreter nicht an einer Abstimmung teil, die ein Kernanliegen der Partei betraf: die Reduktion der Entwicklungshilfe. Die vorberatende Kommission wollte dabei um zweihundert Millionen Franken weiter gehen als der Bundesrat und der Ständerat. Dass das Anliegen dennoch knapp bachab ging, lag auch an abwesenden SVP-Vertretern: **Sebastian Frehner**, **Magdalena Martullo**, **Lukas Reimann** und Gewerbepräsident **Jean-François Rime**. Etliche von ihnen waren zum Abstimmungszeitpunkt an einer Medienkonferenz zur Unternehmenssteuerreform. Der Antrag von **Thomas Aeschi**, die Scharte durch eine Wiederholung der Abstimmung wieder auszuweiten, fand vor dem Gesamtrat keine Gnade. (fsc)

Während die FDP-Frauen und ihr Vertreter im Parteivorstand, der männliche Walliser Nationalrat **Philippe Nantermod**, einen Eiertanz um die unliberale Frauenquote von Bundesrätin Sommaruga aufführen, geht der Kompass der jungen Generation zuverlässiger. Wie die Frauensektion der Jungfreisinnigen im Kanton Zürich um **Ollin Söllner** und **Rahel Landolt** verlautbarte, halten sie nichts von der Quote: «Frauenquoten sind sexistisch», schreiben sie in einer Medienmitteilung. (fsc)

Nachruf



Grosser Gentleman: Viktor Gertsch.

Viktor Gertsch (1942–2006) — Sein «Zwillingsbruder» Fredy übermittelte mir am Sonntag die traurige Nachricht, dass unser Vik verstorben sei. Ich war die letzten Wochen oft unterwegs in Asien. Am letzten Samstag bei der Fahrt in die Garage sah ich Viks Auto und sagte noch zu meiner Frau, dass ich Vik schon lange nicht mehr gesehen habe. Ohne zu wissen, dass er genau in diesem Moment bereits auf dem Weg zu seinem Stern war.

Ein sehr grosser Gentleman, welcher sehr viel für die Schweiz und die Jung-

frau-Region uneigennützig geleistet hat, ist nicht mehr unter uns. Mehr als sein halbes Leben hat er die internationalen Lauberhornrennen als OK-Präsident geleitet und zu dem gemacht, was sie heute sind: ein sportlicher Grossanlass mit weltweiter Ausstrahlung und einer der bedeutendsten Events der Schweiz. Obwohl manchmal auch ein wenig konservativ, hat er es immer wieder verstanden, in seiner Einzigartigkeit dem Rennen ein eigenständiges und trotzdem modernes Profil zu geben. Gerade in der heutigen Zeit kann man Freiwillige für einen Grossanlass nicht kaufen, sondern muss sie dafür begeistern. Die vielen jahrzehntelang engagierten Helfer waren Fans der Lauberhornrennen und der Marke Viktor Gertsch.

Im Grunde genommen sind es immer die Verbindungen zu den Menschen, die dem Leben einen besonderen Wert geben. Vik hat viele Verbindungen – regional, national und international – zu etwas Unverwechselbarem und Unvergesslichem gemacht. Es war auch immer wertvoll, zu wissen, dass es Menschen gibt wie Vik, auf die man sich verlassen kann und die einem gerne helfen. Gerade beim V-Bahn-Projekt hat er mich immer wieder unterstützt und gesagt: «Lass dich nicht vom Weg abbringen, und kämpfe weiter.»

Nun müssen wir alle in Zukunft ohne Vik weiterkämpfen. Mit seiner ihm eigenen Beharrlichkeit und seiner einzigartigen Persönlichkeit wird er immer ein Teil von uns sein. Wir haben einen sehr feinen, charakterstarken und wertvollen Menschen verloren.

Urs Kessler

ÜBER 1000 GESCHENKIDEEN ONLINE: www.praktikus.ch

Herrliches Farbenspiel aus mehr als 6000 Lichtpunkten!

Star Shower Motion

Ab Fr. 69.95
Bestell-Telefon 044 927 27 27

AS SEEN ON TV

Bis zur Selbstverleugnung

Von Hubert Mooser — Bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative geht es längst nicht mehr um die Zuwanderung, sondern vor allem gegen die SVP. Die Bundesräte verfolgen ihre Eigeninteressen.

In seinen kühnsten Träumen hätte es Gewerkschafter und SP-Nationalrat Corrado Pardini (BE) nicht zu hoffen gewagt, dass unter Führung von FDP-Ständerat Philipp Müller (AG) die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) zu einem Ausbau der Arbeitnehmerrechte führen könnte. Aber genau das ist jetzt im Gange, und Pardini, verständlicherweise hochofrend, spricht von einem «grossen Paradigmenwechsel in der schweizerischen Arbeitsmarktpolitik». Dass Arbeitgeber neu zwingend begründen müssten, weshalb sie jemanden ablehnten, sei politisch und sozial sinnvoll. Man kreierte so eine Art Arbeitslosenvorrang.

Das war nur möglich, weil sich der derzeit politisch irrlichternde Müller, zur eigenen Profilierung und wohl auch aus Hass auf die SVP, mit SP-Präsident Christian Levrat (FR) und Gewerkschaftsbund-Chef Paul Rechsteiner (SG) verbündete und eine Erweiterung des vom Nationalrat in der Herbstsession beschlossenen wirkungslosen «Inländervorrangs light» vorschlug. Und was für eine: Arbeitgeber sollen offene Stellen nicht bloss dem Regionalen Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) melden müssen. Sie sollen Bewerber auch tatsächlich zu einem Gespräch einladen. Eignet sich ein Arbeitsloser nicht für die Stelle, muss das Unternehmen die Absage gegenüber dem RAV begründen. Bei Zuwiderhandlung drohen Sanktionen.

FDP in Geiselhaft

Die verfassungswidrige und wirkungslose Lösung, die der Solothurner FDP-Nationalrat Kurt Fluri im Nationalrat durchboxte, soll jetzt unter Führung von FDP-Ständerat Müller zum Bürokratiemonster aufgeblasen werden. Und nicht nur das: Die «Verschärfung» des Inländervorrangs bedeutet für Unternehmer nicht bloss mehr Bürokratie; würden die Vorschläge umgesetzt, so Unternehmerin und SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher (GR) gegenüber der *Weltwoche*, käme dies auch einer «Begünstigung» der Zuwanderung gleich. Denn auch Grenzgänger und andere EU-Bürger können sich beim RAV melden.

Die Wirtschaftspartei FDP profiliert sich mit wirtschaftsfeindlichen Ideen – beim Freisinn brodelt es. Aber Müller hat die gesamte FDP in Geiselhaft genommen. Niemand will den früheren Parteichef im Regen stehenlassen. Und so gibt Fraktionschef Ignazio Cassis auf Anfrage die Stallorder für die Debatte im Stände-



Wunderliche Blüten: Bundesräte Sommaruga, Burkhalter, Schneider-Ammann (v. l.).

rat bekannt. «Unsere Fraktion steht hinter dem Konzept der ständerätlichen Staatspolitischen Kommission (SPK) zur Umsetzung der MEI. Das Konzept orientiert sich am dreistufigen Modell des Nationalrates, präzisiert es jedoch.» Spätestens nach der Debatte im Ständerat, bei der Differenzbereinigung im Nationalrat, sind Retouches angesagt.

Parteichefin Petra Gössi verspricht vorsorglich: «Es zeichnet sich eine Lösung ab.» Die Details will sie aber noch nicht verraten. Diese Lösung könnte jedoch so aussehen, dass am Ende der Vorschlag Müller zum Beispiel «ohne Begründungspflicht für Unternehmen» beschlossen wird, wie CVP-Präsident Gerhard Pfister hofft. Dies nur schon, um einem Referendum der SVP vorzubeugen. Denn SVP-Präsident Albert Rösti warnt: «Wir haben immer gesagt, dass wir gegen «nichts» auch nicht ein Referendum machen werden. Wenn aber flankierende Massnahmen reinkommen, werden wir uns das vorbehalten.» Eine Begründungs-

pflcht für Unternehmen könnte man durchaus als einen Ausbau der flankierenden Massnahmen verstehen.

«Harte Bruchlandung»

Doch der springende Punkt ist nicht ein eventuelles Referendum der SVP. Unter dem Strich lässt sich jetzt schon sagen: Mit den gegenwärtig zur Debatte stehenden Vorschlägen wird der neue Zuwanderungsartikel in der Verfassung in keinsten Weise umgesetzt. Varianten wie jene der SVP für eine buchstabengetreue Umsetzung der MEI wurden in der vorberatenden Kommission des Ständerates ebenso abgewürgt wie jene von CVP-Ständerat Pirmin Bischof (SO), die bei starker Zuwanderung einen Interventionsmechanismus vorsah und näher an der Verfassung lag. Längst geht es Philipp Müller und seinen neuen linken Freunden nicht mehr bloss um die Zuwanderung. Es geht vor allem gegen die SVP. Kein Palaver über Umsetzungsvari-

anten ohne den subtilen, von den Medien dankbar aufgegriffenen Hinweis, die SVP stehe jetzt isoliert da. Der Denkfehler: Nicht die SVP, sondern die Stimmbürger haben mit ihrem Ja am 9. Februar 2014 zur MEI eine selbständige Steuerung der Zuwanderung verlangt. Trotzdem gehen die MEI-Gegner auf jeden los, der bei der Umsetzung der Vorlage die SVP einbeziehen will, so etwa auf Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt.

Vogt strebte vor der Debatte im Nationalrat unter Einbezug der SVP eine Lösung nahe der Verfassung an, die später jedoch vom Freisinn sabotiert wurde. Zuerst lasen ihm die Freisinnigen via Sonntagszeitungen die Leviten. Jetzt doppelt Gewerkschafter Pardini keck und frech nach: «Der Arbeitgeberverband, mit Vogt an der Spitze, hat mit dem Bestreben, einen SVP-Kurs zu fahren und die Sozialpartnerschaft zu sabotieren, eine harte Bruchlandung erfahren.» Es fällt auf, dass plötzlich der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse, der dem Freisinn nahesteht, gemeinsam mit dem Arbeitgeberverband die Stossrichtung von Müller unterstützt.

Belangloses Palaver

Wie konnte es so weit kommen? Still, aber beharrlich haben die MEI-Gegner in den vergangenen Monaten die bilateralen Verträge zwischen der Schweiz und der EU fast in den Rang eines Dogmas erhoben. Die schlimmsten Untergangsszenarien wurden im Falle einer Kündigung heraufbeschworen. Und um das alles plausibler zu machen, liess der Bund eigens Studien konstruieren, die laut Ökonomieprofessor Reiner Eichenberger jedoch auf absurden Annahmen fussen. Wichtig sei nur der Vertrag über die Personenfreizügigkeit (FZA). Eichenberger ist der Meinung, dieser bringe für die Schweiz riesige volkswirtschaftliche

Kosten. Deshalb müsse man die Zuwanderung einschränken.

Die Stimmbürger wurden gleichzeitig mit regelmässigen Meldungen über Verhandlungen mit der EU bei der Stange gehalten. Aussenminister Didier Burkhalter scheute sich nicht, in Interviews mit Sonntagsmedien angebliche Durchbrüche bei diesen angeblichen Verhandlungen mit der EU zu verkünden. Was aber unter dem Stichwort «technische Gespräche» jahrelang als eifriges Feilschen verkauft wurde, war nicht mehr als belangloses Palaver zwischen Schweizer Unterhändlern und EU-Vertretern. Das geben sogar hochrangige Schweizer Diplomaten inzwischen zu.

Die EU wollte mit der Schweiz nicht verhandeln. Daraus hätte die Schweiz den Schluss ziehen müssen, die MEI sei ohne falsche Rücksicht auf Brüssel umzusetzen. Stattdessen gingen Bundesrat und Parlament vor den EU-Technokraten in die Knie. Die helvetische Selbsterniedrigung ging gar so weit, dass Bundespräsident Schneider-Ammann (FDP) brav nach Brüssel rapportierte, das Schweizer Parlament werde die Masseneinwanderungsinitiative FZA-konform, also ganz nach den Wünschen der Brüsseler Technokraten und entgegen den eigenen Versprechungen nach der MEI-Abstimmung, umsetzen – wofür Schneider-Ammann von EU-Chefkommissar Jean-Claude Juncker in Zürich obendrein auch noch öffentlich abgewatscht wurde.

Die EU hatte mit dem zerstrittenen Bundesrat einen einfachen Gegner. Das Buhlen des Bundespräsidenten um die Gunst der EU ist das deutlichste Beispiel dafür, wie die mit

dem Dossier beauftragten Bundesräte ihre Partikularinteressen über die Verfassung stellten. Schneider-Ammann sitzt wegen des Bildungsabkommens «Horizon 2020» der freisinnige Bildungsfilz im Nacken. Nach dem Ja der Stimmbürger zur MEI kippte die EU die Schweiz aus der Forschungsgemeinschaft. Jedes andere Land hätte sich zur Wehr

gesetzt. Anders der Schweizer Bundesrat: Er benützte das Diktat der EU zu «Horizon 2020», um dem Schweizer Stimmbolk die angebliche Schädlichkeit der MEI unter die Nase zu reiben. Bildungsminister Schneider-Ammann tut inzwischen fast bis zur Selbstverleugnung alles, damit die Schweiz ab 2018 wieder am Forschungsprogramm teilnehmen darf.

Aussenminister Didier Burkhalter wollte die MEI als Hebel benützen, um das in der Schweiz umstrittene Rahmenabkommen

mit der EU unter Dach und Fach zu bringen. Sommaruga wiederum gab zwar vor, sie wolle die Initiative ohne Wenn und Aber umsetzen, begann aber ab Sommer 2014 auf Zeit zu spielen. Erst Anfang 2016 brachte die Justizministerin ihre Botschaft ins Parlament. Vor- und nachher trieben lange Diskussionen über eine nebulöse Schutzklausel wunderliche Blüten.

Inzwischen redet niemand mehr von einer Schutzklausel – obwohl diese das eigentliche Herzstück von Sommarugas Botschaft war. Stattdessen will die Justizministerin, zur Vervollständigung des MEI-Skandals, den vom Parlament mit einem wirkungslosen Inländer-vorrang beschlossenen Verfassungsbruch mit einer Relativierung des Zuwanderungsartikels in der Verfassung kosmetisch überdecken – mittels eines Gegenvorschlags zur Rasa-Initiative, welche die MEI wieder rückgängig machen will. Wie dieser Gegenvorschlag aussehen soll, wird in der letzten Bundesratssitzung des laufenden Jahres beschlossen.

Pendeln wird zur Tortur

Sommarugas Bundesamt für Migration erweckt derweil mit angeblich sensationellen, aber irreführenden Quartalsmeldungen über tiefere Zuwanderungszahlen den Anschein, als würde sich das Problem von selber lösen. Seit Annahme der Initiative gegen die Masseneinwanderung sind aber mehr Leute eingewandert, als der Kanton Basel-Stadt Einwohner hat: gegen 200 000 (siehe auch Artikel Seite 20). Was dies bedeutet, erlebt man täglich im Bahnhof Bern: Mit Ampeln müssen die Pendlerströme inzwischen gelenkt werden, weil zu Stosszeiten der Weg zum Bahnsteig für die Zugreisenden zur Tortur wird – daran wird der Inländervorrang, der eigentlich ein Ausländervorrang ist, nichts ändern. ○



Die EU hatte mit dem zerstrittenen Bundesrat einen einfachen Gegner.

Inländervorrang – was das eigentlich ist

Gemäss Pressemeldungen arbeiten National- und Ständerat daran, unterschiedlich «pfefferscharfe» Varianten des «Inländervorrangs» hinzulegen. Das ist Unsinn. Diese Varianten haben nichts mit dem zu tun, was früher, zwischen 1970 und 2007, unter dem Regime der Höchstzahlen und Kontingente ein Inländervorrang war. Wie ging das früher? Wer einen Ausländer anstellen wollte, musste mit der Personalabteilung kurz gegenüber dem kantonalen Arbeitsamt begründen, warum er oder sie für eine Stelle unbedingt einen Ausländer anstellen müsse und es keinen geeigneten Inländer gebe. Ich machte das als Chefredaktor mehrmals. Es gab nie ein Problem.

Was die von Philipp Müller (FDP) und Christian Levrat (SP) angeführten Stände-

räte jetzt ausbrüten, ist etwas ganz anderes. Es ist auch kein «Inländervorrang» – nicht mal in der «Light»-Version. Sie wollen, dass die Arbeitsämter die Unternehmen unter Bussenandrohung zwingen können, Bewerbungen zu prüfen. Die Absagen müssen schriftlich begründet werden. Wenn sie nicht überzeugen, kann das Amt Bussen verhängen.

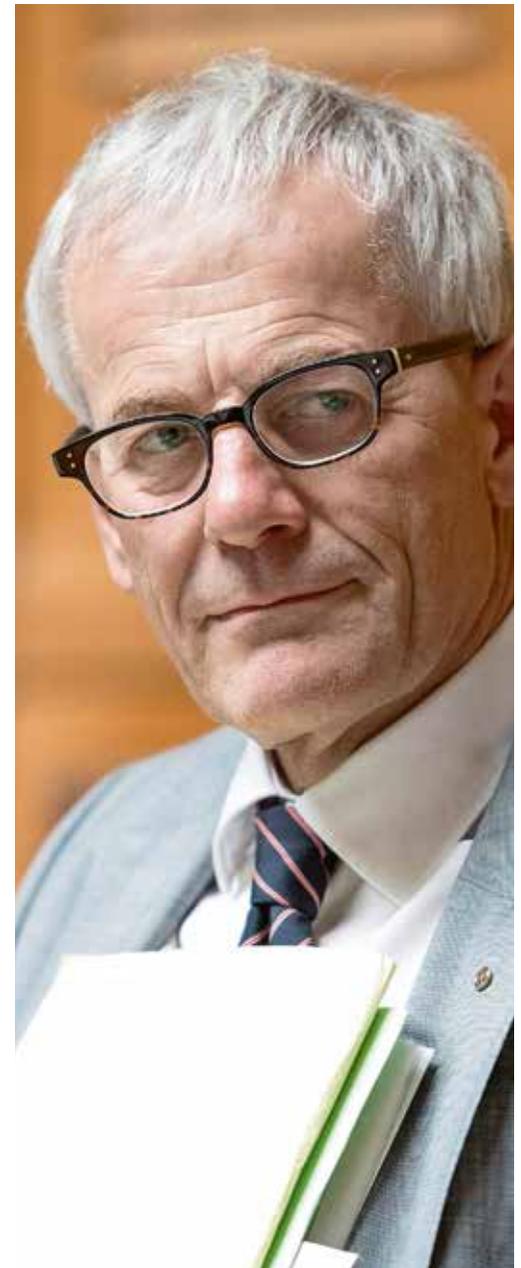
Es kommt noch dicker: Müllers Vorschlag versenkt den «Inländervorrang», denn es sollen auch alle EU-Arbeitskräfte gleichberechtigt ihre Stellengesuche einreichen dürfen; es findet keine Bevorzugung, also kein «Inländervorrang» statt. So wird ein Instrument zur Begrenzung der Zuwanderung zu einem Türöffner der Zuwanderungsentfesselung. RK



«Ob es uns passt oder nicht»: Darbellay (CVP).



«Konsequent heisst korrekt»: Müller (FDP).



Offene Verachtung: Fluri (FDP).

Demokratie

Chronik eines Volksbetrugs

Von Christoph Mörgeli — Zuerst versicherten sie eilfertig, die Masseneinwanderungsinitiative umzusetzen. Später taten sie das Gegenteil. Schweizer Politiker lassen sich vom Volk nicht dreinreden.

Die Devise lautete: «Nur kein bundesrätliches Kommunikationsdesaster wie 1992 nach der verlorenen EWR-Schlacht.» Bundesrätin Simonetta Sommaruga lächelte am Abend des 9. Februar 2014 den vielen Journalisten freundlich zu. Betont gefasst versprach sie dem Souverän, die eben angenommene Masseneinwanderungsinitiative ohne Wenn und Aber umzusetzen: «Der Souverän hat heute entschieden, dass er die Einwanderung wieder mit Kontingenten regeln will. Der Bundesrat wird diesen Entscheid umsetzen – rasch und konsequent.» Und sie versicherte: «Künftig wird wieder von Bern aus kontrolliert und bestimmt, wer einwandern

darf.» Selbstverständlich sei ihr vollkommen bewusst, dass im Volk ein gewisses Unbehagen herrsche: «Der Bundesrat hat bereits früher klargemacht, dass es negative Auswirkungen

«Der Bundesrat wird diesen Entscheid umsetzen – rasch und konsequent.»

gibt, wenn die Bevölkerung rasch wächst.» Und ja, räumte die Justizministerin mit Tessiner Wurzeln ein, sie sehe ein, «dass es in Bezug auf den Kanton Tessin Handlungsbedarf gibt».

Jedermann durfte also davon ausgehen, dass die Dossierverantwortliche innert nützlicher Frist brauchbare Vorschläge zur Umsetzung des Masseneinwanderungsartikels vorlegen würde. Und zwar mit Höchstzahlen, Kontingenten und Inländervorrang, wie es die Verfassung gemäss dem Willen von Volk und Ständen vorsieht. Doch Sommarugas späterer Umsetzungsvorschlag war nicht mehr als ein Witz. Aber immer noch mehr, als eine nationalrätliche Mehrheit in der Staatspolitischen Kommission daraus machte. Simonetta Sommaruga, die noch im Vorfeld der Abstimmung wie eine Löwin gegen die SVP-Initiative ge-

kämpft hatte, zeigte im Parlament keinerlei Kampfgeist zugunsten eines Volksentscheids, der sie geradezu körperlich abstösst. Als eine Mehrheit des Nationalrats den Volkswillen unschicklich bestattete, zeigten ihre dünnen Lippen wieder ein Lächeln. Und diesmal war es – im Gegensatz zum Abstimmungsabend – sogar echt und von Herzen kommend.

Horrorzenario für die Wirtschaft

Auch Philipp Müller, damals noch FDP-Präsident, verlangte nach dem Volksverdikt eine bundesrätliche Vorlage mit konsequenter Umsetzung. In der «Arena» des Schweizer Fernsehens erläuterte Müller in schnarrendem Ton, «konsequent» bedeute nichts anderes als «korrekt». Die neuen Verfassungsbegriffe wie «jährliche Höchstzahlen», «Kontingente» oder «Schweizervorrang» seien strikt zu berücksichtigen: «Das lässt keinen Spielraum für so abenteuerliche Konstruktionen wie «Ventilklausele» oder «Richtwerte» zu.» Danach wollte Müller einmal Christoph Blocher nach Brüssel zum Verhandeln schicken (was seinen Parteikollegen Didier Burkhalter wohl mässig freute), ein andermal der EU mit der Kündigung des Freizügigkeitsabkommens drohen. Die von Müller präsidierte Partei legte in ihrem offiziellen Mediendienst das feierliche Bekenntnis ab: «Die FDP wird sich dafür einsetzen, die Masseneinwanderungsinitiative korrekt und ohne Verzögerungen umzusetzen.»

Mittlerweile ist genügend Zeit verstrichen, um in Vergessenheit zu geraten. Im Ständerat hat der Aargauer Freisinnige inzwischen einen Vorschlag eingebracht, der mit dem Volkswillen etwa so viel zu tun hat wie Philipp Müller mit einem Low-Budget-Skoda: Firmen sollen in gewissen Branchen den Arbeitsämtern zwingend offene Stellen melden, Arbeitslose zu Vorstellungsgesprächen einladen und es begründen, wenn sie trotzdem Ausländer vorziehen. Dieses Bürokratiemonster entspricht keineswegs dem geforderten Inländervorrang und wäre für die Wirtschaft ein Horrorzenario.

«Das ist die wichtigste Abstimmung der Legislatur», verkündete der damalige CVP-Präsident Christophe Darbellay. Am Abend des Entscheids erklärte er der gesamten Fernsehnation, das Ja sei «zu respektieren, ob es uns passt oder nicht». Und er forderte, der Bundesrat müsse jetzt «die Einwanderung eindämmen». Und weiter: «Die Schweiz geht deswegen morgen nicht unter.» Man dürfe jetzt «kein Drama daraus machen wie 1992 beim EWR-Nein». Etwas später verwandelte sich Darbellay selber zum Dramatiker und behauptete das pure Gegenteil. Eine strikte Umsetzung des Volkswillens sei «verheerend für

die Schweiz». Der CVP-Chef unterstützte öffentlich die ambühlsche ETH-Formel (Personenfreizügigkeit bis zu einem bestimmten Schwellenwert, dann Kontingente). Und später sagte er nur noch, man müsse «den Willen des Volkes auf eine pragmatische Weise umsetzen». Seine CVP zeigte in der Herbstsession bei der Abstimmung im Ratssaal, was der Begriff «pragmatische Weise», vom Christlichdemokratischen ins Deutsche übersetzt, bedeutet – nämlich «überhaupt nicht».

Macht der EU

FDP-Nationalrat Kurt Fluri riet noch neun Monate nach der Abstimmung dringend davon ab, «bei der Umsetzung der SVP-Zuwanderungsinitiative vom 9. Februar vom Initiativtext abzuweichen». Trotz dem deutlichen Nein zur Ecopop-Initiative wollte er laut eigenen Worten «nicht so weit gehen und sagen, man könnte nun deswegen vom Text der SVP-Initiative abweichen». In der Rechtskommission und später im Nationalrat wich Fluri dann in jedem einzelnen Teil vom Text der SVP-Initiative ab. Was der Volksverächter aus Solothurn über seinen Souverän denkt, sagte er ganz offen an einer Veranstaltung vor dreissig Personen: «Das Volk kommt erst dann zur Besinnung, wenn ernsthafte Nachteile sichtbar sind.» Gut also, dass das besinnungslos vor sich hintorkelnde Volk auf die höheren Einsichten eines Staatsmanns wie Kurt Fluris zählen darf, der den verirrtten Schäfchen den erleuchteten Pfad weist.

Wie die Volksverachtung auch ohne jede Verschleierung praktiziert wird, zeigte am eindrucklichsten BDP-Präsident Martin Landolt. Zwar hat der Landsgemeindekanton Glarus, den er als einziger Nationalrat vertritt, der Masseneinwanderungsinitiative mit 60 Prozent Ja zugestimmt. Dennoch machte Landolt nach dem Ja ungehemmt auf Volksbeschimpfung: Die Menschen hätten sich eben von «ganz unterschiedlichen Ängsten» und «Bauchgefühlen» leiten lassen. In vielen Fällen stimme «die Wahrnehmung der Leute nicht mit der Realität überein». Selbstverständlich ist der Berufspolitiker Landolt überzeugt, dass er die Lebenswirklichkeit weit besser



Martin Landolt (BDP).

«Die Wahrnehmung der Leute stimmt nicht mit der Realität überein.»

kennt als die satte Mehrheit seiner Glarner Landsleute. Doch die einfachen Bürger hätten eben völlig falsche Vorstellungen von den «Beziehungen zur EU und von deren Macht über die Schweiz». Darum folgten sie der SVP, die allerdings für die meisten Probleme «gar keine Lösungen bereithalte». Da ist Martin Landolt von ganz anderem Kaliber. Gegenüber der NZZ bekannte er: «Ich habe keine Lösung.» Gut, dass es die BDP gibt. ○

Bilaterale

Vorteil unilateral

Der Aufschwung kam vor der unkontrollierten Zuwanderung.

Die Nichtumsetzer des Verfassungsartikels gegen die «Masseneinwanderung» geben vor, den Wohlstand der Schweiz nicht gefährden zu wollen. Sie warnen davor, die «bilateralen Verträge» mit der Europäischen Union zu riskieren. Sollte es zu einer Kündigung des ersten Vertragspakets kommen – was die EU und alle beteiligten Schweizer Diplomaten allerdings verneinen –, würde die Schweizer Exportwirtschaft massiv geschädigt, sagen sie. Das ist der erste Mythos, den die Heiligsprecher der «Bilateralen» gerne verbreiten. Tatsache ist: Die Schweizer Exportwirtschaft wäre vom unwahrscheinlichen Wegfall der Bilateralen I kaum betroffen. Das Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und der EG von 1972 sichert nach Auffassung von Experten rund neunzig Prozent des Exports. Ausserdem gibt es Freihandelsverträge, die von der Welthandelsorganisation (WTO) gesichert werden. Es besteht hier null Gefahr.

1996 ging es aufwärts

Der zweite Mythos muss an dieser Stelle auch zerzaust werden. Die religiösen «Bilateralisten» behaupten, dank den ersten sieben bilateralen Verträgen, darunter das Landverkehrsabkommen oder die Personenfreizügigkeit, habe es die Schweiz geschafft, sich aus der Wirtschaftsrezession der neunziger Jahre zu befreien. Auch das ist nachweislich falsch. Es stimmt, dass die Schweiz zu Beginn der neunziger Jahre wegen einer Überhitzung und einer Immobilienkrise in die Rezession fiel. Die Weihnachtessen der Verlage, ich erinnere mich als *Tages-Anzeiger*-Journalist, waren sehr dürrftig bis 1995. Doch schon 1996 ging es aufwärts. Ich wurde 1997 erstmals Chefredaktor, die Zahl der Anzeigen stieg. Um die Jahrtausendwende hatten wir Hochkonjunktur, dann folgte ein Dämpfer 2001, ab 2002 ging es dank Alan Greenspans lockerer Geldpolitik wieder nach oben.

Die ersten Bilateralen traten erst 2002 in Kraft, die volle Personenfreizügigkeit erst später. Die Bilateralen I hatten mit dem Aufschwung der Neunziger nichts zu tun. Es war eine unilaterale Leistung der Leute, die damals in der Schweiz gearbeitet haben – vor der unkontrollierten Zuwanderung.

Roger Köppel

Südeuropa in der Schweiz

Von Beat Gygi – In der Wirtschaft ist die Beschäftigung dank der Personenfreizügigkeit stark gewachsen, aber die Arbeitsproduktivität macht seit der Finanzkrise von 2008 keine Fortschritte mehr, während andere Länder laufend fitter werden. Ein Grund dafür dürfte in der ungebremsten Zuwanderung liegen.

Die Schweiz ist nach wie vor attraktiv für Ausländer, die hierzulande wohnen und arbeiten wollen. Von Anfang Jahr bis Ende Oktober sind dieses Jahr knapp 121 000 Personen aus dem Ausland in die Schweiz eingewandert. Nach Abzug der Gegenbewegungen ergibt dies für die ersten zehn Monate eine Zuwanderung von gut 52 000 Menschen. Im Jahr 2015 hatte der Zustrom über 71 000 Personen ausgemacht, und 2014 waren per saldo 79 000 Einwanderer ins Land gekommen. Nach Jahren mit hohen Zuwanderungszahlen summiert sich die ständige ausländische Wohnbevölkerung in der Schweiz mittlerweile auf gut einen Viertel der Gesamtbevölkerung – oder in Zahlen: auf 2,026 Millionen Personen. Nimmt man Anwesende mit kürzeren Aufenthaltszeiten dazu, kommt man auf 2,082 Millionen Ausländer – griffiger gesagt: auf 2 Millionen plus die Bevölkerung Luzerns.

Eigentlich würde man in diesem Zusammenhang besser Lugano erwähnen, auch wenn seine Einwohnerzahl nicht ganz reicht: Die ausländische Bevölkerung ist nämlich erstaunlich stark südlich geprägt. Die grösste Gruppe kommt aus Italien, wie dies die erste Grafik zeigt. Die Deutschen, an die beim Begriff «Zuwanderung» wohl die meisten zuerst denken, machen mit gut 300 000 Personen nur die zweitgrösste Gruppe aus, die folgenden Plätze sind mit den Zuwanderern aus Portugal, Frankreich, dem Kosovo und Spanien wieder südlich bestimmt. Dieses Bild passt zu Befunden aus Steuer- und Einkommensstatistiken, wonach nur ein kleiner Teil der Zuwanderer den oberen Einkommensklassen zuzurechnen ist.

Mit Blick auf die Beschäftigung in der Schweiz bedeutet «Süden» oft auch Nähe zur Bauwirtschaft, Landwirtschaft, Hotellerie und

anderen saisonal beeinflussten Branchen. Saisonal schwankend ist die Arbeitsintensität dieser Branchen und ebenso das Risiko, dass diese Zuzüger in der Schweiz arbeitslos werden. Die zweite Grafik verdeutlicht das: Die Portugiesen sind in den Wintermonaten, wenn die Arbeitsmöglichkeiten auf dem Bau und auf dem Land schlecht sind, in hoher Anzahl als arbeitslos gemeldet. Die Spitzenwerte gehen deutlich über 10 Prozent, aber selbst im Sommer fallen die Portugiesen mit hohen Arbeitslosenquoten von fast 6 Prozent auf. Bemerkenswert ist, dass die Franzosen den Sozialstaat ähnlich stark belasten, ihre Quote von etwa 7 Prozent erinnert an Arbeitslosenzahlen, die in ihrem Herkunftsland herrschen. Da verhalten sich die Italiener doch schon deutlich schweizerischer.

Anhaltend grosse Zuströme

Lange nicht alle Zuwanderer kommen zum Arbeiten in die Schweiz. Aus der dritten Grafik wird deutlich, dass in den ersten drei Quartalen 2016 nur 48 Prozent der 106 000 Einwanderer gekommen sind, um eine Stelle anzutreten, Inder, Amerikaner und andere Aussereuropäer eingeschlossen. Der grössere Teil der Zuwanderung hat mit Familiennachzug, Aus- und Weiterbildung, Asyl sowie anderem zu tun. Insgesamt ergibt das anhaltend grosse Zuströme. Aus der vierten Grafik ist ersichtlich, wie die ausländische Bevölkerung vor allem in den vergangenen zehn Jahren stetig und beschleunigt gewachsen ist. Dies fällt ungefähr zusammen mit dem Regime der Personenfreizügigkeit, die Mitte 2002 mit den Bilateralen I in Kraft trat und so angelegt war, dass bis Ende 2007 eine Übergangsfrist galt, in der der frühere Inländervorrang noch griff. Erst ab 2008 wurden die Grenzen für den EU-

Kern voll geöffnet, osteuropäische Staaten folgten später auf gleiche Weise 2011 und 2016.

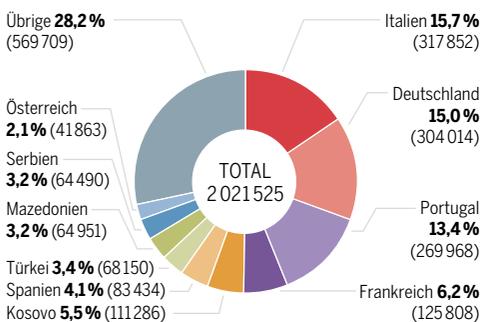
Des Weiteren zeigt die Grafik eine fast schon schockierende Kurve zur Entwicklung der Arbeitsproduktivität in der Schweizer Wirtschaft. Auf dieser Kurve wird sichtbar, dass die Arbeitsproduktivität 2008 einen Schlag erhielt, von dem sie sich bis heute nicht erholt hat. Sie schleppt sich seit Jahren dem Boden entlang voran, während etliche andere Länder laufend fitter und produktiver werden. Den ersten Schlag kann man mit der Finanzkrise erklären, die vor allem bei Banken damals praktisch alle Früchte der Arbeit zunichtemachte. Aber seither hat sich vieles in den Unternehmen normalisiert, und dennoch macht die Produktivität der hiesigen Arbeitskräfte keine Fortschritte. Die Ursachen müssen tiefer liegen.

Kürzlich hat das Bundesamt für Statistik eine Serie von Untersuchungen zur Frage veröffentlicht, wie sich die Produktivität der verschiedenen Branchen entwickelt hat, wer also wirklich den Karren zieht. Die stärksten Kräfte sind aus dieser Sicht die Pharmaindustrie und bei den Dienstleistungen – allerdings mit ermüdeten Kraft – der Grosshandel, der Einzelhandel und wieder ein wenig die Finanzwirtschaft. Das sind alles Branchen, die Rationalisierungen vorgenommen, zunehmend mehr Kapital eingesetzt und technischen Fortschritt umgesetzt haben, damit die Arbeitskräfte effizienter arbeiten können. Dabei wurde die Beschäftigung meist nicht ausgeweitet.

Sind es also eher die personalintensiveren Branchen, die für die flauere Produktivitätsentwicklung verantwortlich sind? Firmen und Verwaltungen, die als «Jobmaschine» auftreten, indem sie viele neue Leute anstellen, weil sie da-

Grosse Gruppen aus Südeuropa

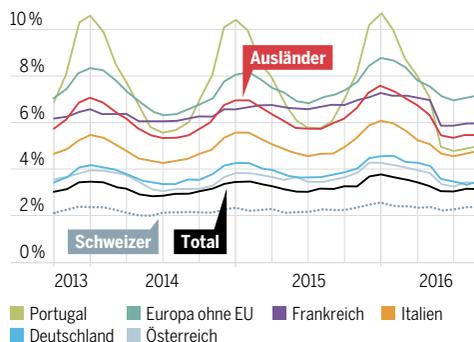
Zugewanderte nach Staatsangehörigkeit, Ende September 2016 (ständige ausländische Wohnbevölkerung)



Italien an der Spitze.

Ungleiche Fitness auf dem Stellenmarkt

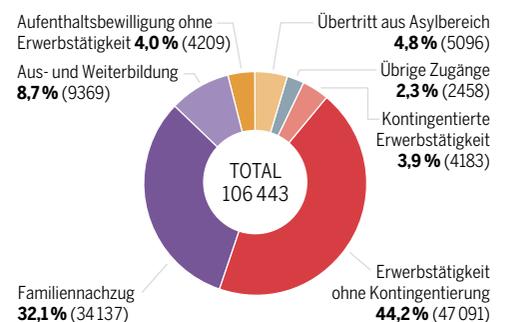
Arbeitslosenquote der Zuwanderer nach Herkunftsländern im langfristigen Verlauf, in Prozent der Erwerbsbevölkerung



Viele arbeitslose Portugiesen in den Wintermonaten.

Arbeiten ist zweitrangig

Zuwanderung nach Einwanderungsgrund, Januar bis September 2016 (ständige ausländische Wohnbevölkerung)



Hohe Zuwanderung durch Familiennachzug.

von profitieren, dass die Schweizer Arbeitsmärkte mit den ausländischen Märkten dank Personenfreizügigkeit sozusagen zusammengeschaltet sind und man im Raum EU/Efta fast unlimitiert rekrutieren kann, ohne dass die Löhne deswegen auch nur ansatzweise steigen?

Mit anderen Worten: Vielleicht trägt die völlige Öffnung der Grenzen, die Entfesselung der Zuwanderung dazu bei, dass es bei der Arbeitsproduktivität zu keinen Verbesserungen mehr kommt. Denn wenn die weniger produktiven Branchen ungehinderten Zugang zum internationalen Pool günstiger Arbeitskräfte haben, können sie immer so weitermachen. Die Tatsache, dass der Grossteil der Zuwanderung in wenig produktive Dienstleistungsbranchen und vor allem in öffentliche Bereiche wie Gesundheitswesen und Bildung mit kaum messbarer Effizienz geht, passt ins Bild.

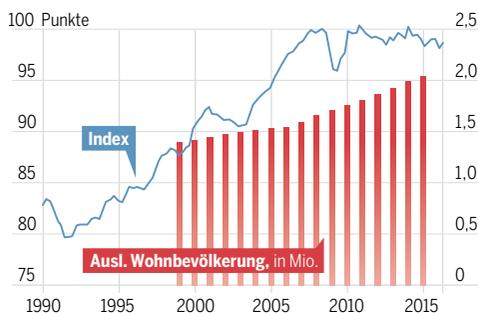
Eric Scheidegger, Leiter Wirtschaftspolitik im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) und Chefökonom des Bundes, sieht durchaus eine Gefahr in dieser Richtung, weist aber auch auf andere Zusammenhänge hin. Die schwache Produktivitätsentwicklung sei in praktisch allen Industrie-

Wer zieht wirklich den Karren? Die stärkste Kraft ist die Pharmaindustrie.

ländern ein zentrales Thema, unabhängig davon erreiche die Schweiz aber tatsächlich nur unterdurchschnittliche Werte. Zudem sei das Produktivitätswachstum branchenmässig weniger breit abgestützt als in anderen Ländern. In den neunziger Jahren sei das Wirtschaftswachstum eher durch hohen Kapitaleinsatz getrieben gewesen, ab 2000 dann eher durch hohe Arbeitsintensität, dies dank hoher Beschäftigungsquote im Inland wie auch durch Zuwanderung von Arbeitskräften. Alles in allem sei es immerhin gelungen, die meisten Menschen in den Arbeitsprozess zu integrieren, wogegen Länder mit höheren Produktivitätswerten oft bei weitem nicht alle Arbeitswilligen beschäftigen könnten. ○

Unergebige Geschäftigkeit

Entwicklung der ausländischen Wohnbevölkerung und Arbeitsproduktivität in der Schweizer Wirtschaft, Wertschöpfung pro Arbeitsstunde, indiziert (Q4 2010 = 100,5)



Beschleunigter Anstieg in den letzten 10 Jahren.

Arbeitsmarkt

Was tun mit den über Fünfzigjährigen?

Arbeitslose ab fünfzig haben es schwer. Jetzt will die Linke einen Kündigungsschutz. Die Masseneinwanderung bleibt tabu.

Das Problem der älteren Arbeitslosen droht uns über den Kopf zu wachsen. Die Linke fordert ein striktes Kündigungsverbot. «Lasst den Alten ihre Arbeit!» Mit diesem ultimativen Befehl schwingt Unia-Gewerkschafter und SP-Nationalrat Corrado Pardini mit wohlwollender Hilfe des *Sonntagsblicks* seine Peitsche über dem ohnehin immer weniger liberalen Schweizer Arbeitsmarkt. Er ist Vertreter derselben Partei, die jede Ausweitung der Personenfreizügigkeit unterstützt und mit der Ablehnung des Ausländergesetzes klarmacht: Jeder Mensch dieser Welt hat das Recht, sich in der Schweiz niederzulassen. Kurz zuvor hat schon SP-Ständerat und KV-Präsident Daniel Jositsch – ebenso ein dezidierter Befürworter jedmöglicher Freizügigkeit – Alarm geschlagen: In den nächsten Jahren könnten



Gewerkschafter Pardini.

landesweit bis zu hunderttausend Bürojobs verschwinden. Vor allem ältere Berufsleute dürften auf der Strecke bleiben.

«Menschen-Abholzerei» nennt Pardini die Entlassung von über 55-Jährigen, deren Chance klein ist, im Arbeitsmarkt wieder Anschluss zu finden. Er kündigte gegen den «immer brutaleren Kapitalismus» gleich auch einen Vorstoss an, mit dem er die Entlassung von über 55-Jährigen verbieten will. Ein solcher Vorstoss wäre wohl der dümmste von vielen dummen Vorstössen der letzten Zeit. Denn er würde einfach dazu führen, dass die «brutalen Kapitalisten» ihre Arbeitnehmer schon im 54. Lebensjahr entlassen. Bei Garantie einer zehnjährigen Arbeitsplatzsicherheit bis zur Pensionierung würde zudem kein Arbeitgeber mehr einen über 55-Jährigen einstellen. Auch könnten die betreffenden Angestellten dank dem Entlassungsverbot nach Belieben ihre Füsse hochlegen, krankfeiern und ihren Chef einen Idioten schimpfen.

Sozialstaat braucht Grenzen

Selbstverständlich ist das Arbeitsplatzproblem von über Fünfzigjährigen real. Wer als älterer Arbeitnehmer den Job verliert, hat oft grösste Schwierigkeiten, ja manchmal nicht die geringste Chance, wieder einzusteigen. Fast die Hälfte aller Langzeitar-

beitslosen sind über fünfzigjährig. Die Zahl der älteren Sozialhilfebezüger ist in den letzten zehn Jahren massiv gestiegen.

Jeder und jede kennt inzwischen erwerbslose Frauen und Männer über fünfzig, die trotz guter, sogar exzellenter Ausbildung einfach keine Stelle mehr finden. Schuld daran sind nicht zuletzt die hohen Lohnnebenkosten, die unser Sozialstaat vorschreibt.

Eine medizinische Praxisassistentin hat zum fünfzigsten Geburtstag von ihrer Chefin die Kündigung erhalten, weil die deutsche Ärztin dank der Personenfreizügigkeit nun eine 22-jährige Landsfrau aus Chemnitz anstellt. Ein 52-jähriger Schweizer ETH-Ingenieur mit Dokortitel und MBA-Abschluss schreibt bewegende Briefe an Politiker, weil er trotz verzweifelt-fröhlicher Bewerbungen nichts als Absagen erhält.

Die Linke kann oder will nicht begreifen, dass sich unser gutausgebauter Sozialstaat ohne Grenzen nicht aufrechterhalten lässt. Denn es gibt in Europa und auf der ganzen Welt zu viele Menschen, die auch davon profitieren wollen. Selbstverständlich ist es für die Arbeitgeber von Vorteil, wenn sie in einem Markt von 500 Millionen möglichen Bewerbern auswählen können. Und wenn sie gleichzeitig möglichst nach Belieben die Löhne drücken können.

Doch eine einigermaßen gesunde Beschäftigungslage funktioniert nur mit der eigenständigen Regelung im Interesse der Gesamtwirtschaft. Dies sieht übrigens das geltende Ausländerrecht schon heute detailliert vor. Zudem finden wir in diesem Gesetz auch klare Bestimmungen, dass Einreisende über die notwendigen finanziellen Mittel verfügen müssen. Das Ausländergesetz regelt auch den Inländervorrang, die Zulassung von Selbständigerwerbenden oder den Familiennachzug. Nur gelten diese nützlichen und notwendigen Bestimmungen nicht für EU-Angehörige. Um die prekäre Lage der über Fünfzigjährigen auf dem Arbeitsmarkt zu entschärfen, müssten wir das geltende Ausländerrecht auf den EU-Raum ausweiten und die Masseneinwanderungsinitiative endlich umsetzen. *Christoph Mörgeli*



Neujahrskonzert im Kultur-Casino Bern

Schwelgen im Dreivierteltakt

Das original Wiener Opernball-Orchester gastiert am Samstag, 14. Januar 2017, im grossen Saal des Kultur-Casino Bern. Lassen Sie sich entführen mit authentischen Klängen wie zu Zeiten der kaiserlich-königlichen Donaumonarchie.

Der Wiener Opernball ist seit 1877 der jährliche gesellschaftliche Höhepunkt Österreichs, unter der Leitung des Schweizer Dirigenten Andreas Spörri. Der 56-jährige Aargauer, der sich seit mehr als 20 Jahren intensiv mit den Werken der Strauss-Dynastie beschäftigt, gibt auch beim exklusiven Gastspiel in Bern den Takt an.

Erstmals in seiner langen Tradition hat der Wiener Opernball seinen Namen einem Orchester verliehen: Das offizielle Ballorchester setzt sich hauptsächlich aus Musikern der Wiener Volksoper zusammen. Es hat sich zur Aufgabe gemacht, die Wiener Operette und die Tradition des Walzers weiterzuführen und in die Welt zu tragen. Dies geschieht mit zahlreichen Konzerten und Tournées, die bis nach Japan, Amerika und Australien führen.

Programmauszug:

- **Johann Strauss:**
Ouvertüre zur Operette «Eine Nacht in Venedig»
- **Johann Strauss:**
«Rosen aus dem Süden», Walzer, op. 388
- **Johann Strauss:**
«Klipp-Klapp» Galopp, Polka schnell, op. 466
- **Johann Strauss, Vater:**
«Furioso-Galopp» nach Liszts Motiven, op. 114
- **Johann Strauss:**
«Tritsch-Tratsch», Polka, op. 214
- **Franz Lehár:**
«Hör' ich Cymbalklänge» aus der Operette «Zigeunerliebe»
- **Emmerich Kálmán:**
«Komm Zigan» aus der Operette «Gräfin Mariza»
- **Josef Strauss:**
«Delirien», Walzer, op. 212
- **Richard Heuberger:**
Ouvertüre zur Operette «Der Opernball»
- **Johann Strauss:**
«An der schönen blauen Donau», Walzer, op. 314

Weltwoche-Spezialangebot

Neujahrskonzert des Wiener Opernball-Orchesters:
Andreas Spörri, Dirigent; Elisabeth Flechl, Sopran;
Carsten Süss, Tenor

Datum:
Samstag, 14. Januar 2017, 19.30 Uhr

Veranstaltungsort:
Kultur-Casino Bern, grosser Saal

Preise:
Kat. I Fr. 126.– (statt Fr. 148.–)
Kat. II Fr. 118.– (statt Fr. 138.–)
Kat. III Fr. 109.– (statt Fr. 128.–)

Buchung:
Dieses Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder online mit dem Promotionscode «Platin-Club» unter www.obrassoconcerts.ch

Bedingungen:
Mit gültigem Abonnement der Weltwoche.
Das Angebot ist nicht kumulierbar.
Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80

Veranstalter:
Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Kurzsichtige Heiligsprechung

Von Florian Schwab — Wirtschaft und Politik erklären die Bilateralen vom Nonplusultra der schweizerischen Wirtschaftspolitik. Sie überschätzen den Einfluss des Vertragswerks auf den Wohlstand.



Fragliche Werte: FDP-Parlamentarier werben für die Bilateralen auf dem Berner Bundesplatz.

Bilaterale um jeden Preis – das ist die derzeitige Devise von Wirtschaftsverbänden wie Economieuisse und Swissmem. Symbolhaft dafür stehen die Kampagnen-T-Shirts des Industrieverbands Swissmem mit der Aufschrift «Ich bin ein Bilateraler» und «Ich bin eine Bilaterale». Seit letztem Frühling streuen die Wirtschaftsverbände unermüdlich ihre Botschaft. Die Kampagne trug ihnen kürzlich das Lob des *Tages-Anzeigers* ein. Dieser pries die «neuartige Politikampagne»: herunter von den Teppichetagen, hin zu den einfachen Leuten. Nichts weniger als die «Neuerfindung der Kampagnenführung in der direkten Demokratie» sei das. Es gehe darum, «den Wert der Bilateralen mit Beispielen zu erklären».

Was bringen die Bilateralen dem einzelnen Bürger tatsächlich? Sind sie, wie Economieuisse und weitere Wirtschaftsverbände glauben machen wollen, wirklich der Grund für die vergleichsweise gute schweizerische Wirtschaftsentwicklung im letzten Jahrzehnt?

Diese Fragen waren Gegenstand mehrerer ökonomischer Untersuchungen, so etwa seitens der Konjunkturforschungsstelle der ETH (KOF) oder des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco), welches private Forschungsinstitute beauftragte. Stets ging es dabei um die Messung der Wirkung der Bilateralen auf das Bruttoinlandprodukt (BIP) pro Kopf. Alle bisherigen

Studien sind sich in einer Frage weitgehend einig: Die grösste Wirkung auf den Wohlstand in der Schweiz hat das Personenfreizügigkeitsabkommen (FZA), während die übrigen sechs Verträge der Bilateralen I nur vergleichsweise geringe Auswirkungen auf den Wohlstand pro Kopf verzeichnen. Diese anderen Verträge behandeln nur jeweils eng begrenzte Wirtschaftssektoren und Kategorien von Gütern. Das Gros der Schweizer Exporte wird von ihnen nicht erfasst. Von den Exporten im Gesamtwert von 208 Milliarden Franken, welche die Schweizer

Die Zuwanderung hat sich seit der Wirtschaftskrise nicht zum Vorteil der Schweiz gewandelt.

Wirtschaft im Jahr 2008 in alle Welt verschifft hat, gingen 114 Milliarden Franken in die Europäische Union. Jedoch nur rund ein Drittel davon, also Exportartikel im Wert von 36 Milliarden Franken, gehörte einer Produktkategorie an, welche in den Bilateralen I geregelt ist. Bei einem Wegfall der Bilateralen würden diese Exporte unter Umständen leicht zurückgehen.

Gerade hinsichtlich des innerhalb des Vertragspakets dominanten Personenfreizügigkeitsabkommens sind die wissenschaftlichen Erkenntnisse nicht eindeutig. Es zeigt sich,

dass die Resultate stark davon abhängen, unter welchen Annahmen man die Berechnungen anstellt. Je nachdem ergibt sich als Vorzeichen ein Plus oder ein Minus: Es könnte sowohl sein, dass die Bilateralen den Wohlstand senken, als auch, dass sie ihn erhöhen.

So ist es eine weitverbreitete Annahme, dass die durchschnittlichen EU-Zuwanderer besser ausgebildet und produktiver seien als der Durchschnitt der hiesigen Bevölkerung und dass ihre Beteiligung an der Erwerbsbevölkerung höher als jene der Schweizer sei. Eine weitere Annahme in den Modellrechnungen fusst darauf, dass die massenhafte Zuwanderung keine Folgekosten für die Infrastruktur der Schweiz zeitigte.

Neue Studie: Zweifel an Fachkräften

Während solche Annahmen für die ersten FZA-Jahrgänge zwischen 2007 und 2009 vielleicht noch vertretbar sind, hat sich die Zuwanderung seit der Wirtschaftskrise in Südeuropa nicht zum Vorteil der Schweiz gewandelt. Zweifel an den Fachkräfte-Eigenschaften der Zuwanderer nährte jüngst das Amt für Wirtschaft und Arbeit des Kantons Zürich (AWA). Die *NZZ am Sonntag* fasste die Ergebnisse einer neuen AWA-Studie unter dem Titel «Vier von fünf Zuzüglern sind keine Fachkräfte» zusammen.

«Im Schweizer Durchschnitt», schreibt die *NZZ am Sonntag*, «arbeiten nur knapp 20 Prozent der seit 2007 eingewanderten Personen in einem Beruf, wo ein Mangel an Fachkräften herrscht.» Unter den Grenzgängern sei sogar «nur jeder Sechste ein gesuchter Spezialist». Doch genau mit den Qualifikationen der Zuwanderer steht und fällt der wirtschaftliche Vorteil der Bilateralen: Jeder Zuwanderer, der produktiver ist als der Schweizer Durchschnitt, erhöht das Bruttoinlandprodukt pro Kopf; jeder Zuwanderer, der weniger produktiv ist, senkt das BIP pro Kopf.

Offenbar ist das wissenschaftliche Fundament für den Wahlspruch «Ich bin ein Bilateraler» also deutlich weniger belastbar, als es die Wirtschaftsverbände uns glauben machen wollen. Manch ein Wirtschaftsvertreter äussert hinter vorgehaltener Hand gar Kritik. Die Heiligsprechung der Bilateralen sei kurzfristig, weil sich die Wirtschaft damit des argumentativen Rüstzeugs beraube, in Zukunft gegenüber Brüssel auch einmal nein zu sagen. Beispielsweise, so die Sorge, verlange die Europäische Union den Abschluss eines Rahmenabkommens, welches die Schweiz institutionell eng an die EU anbinden würde. Müssen Economieuisse, Swissmem und Co. bei solchen Entwicklungen von ihrem hohen Ross wieder herabsteigen, so wird dies nur unter schmerzhaften Verrenkungen zu bewerkstelligen sein.

Der Autor verfasste im Februar 2015 im Auftrag des Tessiner Financiers Tito Tettamanti eine Studie über die ökonomische Wirkung der Bilateralen. Diese wurde als Sonderheft des *Schweizer Monats* veröffentlicht.

«Immer hat man gesagt: <Jetzt reicht's>»

Von Markus Schär — Seit zwei Jahrzehnten kämpft Philipp Müller gegen die Überfremdung. 1995 setzte er sich für einen Ausländeranteil von höchstens 18 Prozent ein. 2016 lehnt er die Verfassungsregeln zum Steuern der Zuwanderung ab. Chronologie eines Irrlaufs.

1995: Bevölkerung 7,0 Millionen, Ausländeranteil 18,6 % — «Der Bund sorgt dafür, dass der Anteil der ausländischen Staatsangehörigen an der Wohnbevölkerung der Schweiz 18 Prozent nicht übersteigt»: Dies fordert eine Volksinitiative, die am 28. August 1995 eingereicht wird. Sie stammt vom Gipsermeister Philipp Müller aus Reinach AG, er hat das Sammeln der Unterschriften zum grossen Teil aus dem eigenen Sack bezahlt. Der Einsatz gegen die «Masseneinwanderung» zahlt sich zumindest für ihn persönlich aus: Philipp Müller kommt 1997 für die FDP ins Aargauer Kantonsparlament.

2000: Bevölkerung 7,1 Millionen, Ausländeranteil 19,7 % — Als «politisch korrekter Brandstifter», der «diffuse Fremdenängste» schürt (*Cash*), zieht der Biedermann Philipp Müller im Abstimmungskampf allein durchs Land. Der Bundesrat, das Parlament und auch die Parteien nahmen ihre Verantwortung nicht wahr und hielten das Volk nur hin, klagt er: «Immer hat man gesagt: <Jetzt reicht's.> Wir nehmen das ernst.» Die «enorme Neuzuwanderung» überfordere die Integrationskraft der Schweiz: «Alles ist eine Frage des Masses.» Die bilateralen Verträge einzuhalten, sei «überhaupt kein Problem», denn dank den Abgängen durch Rückwanderung und Einbürgerungen könnten jährlich rund 70 000 Zuwanderer aus der EU einreisen, behauptet Philipp Müller im *Tages-Anzeiger*. Das Volk sieht aber ein Problem, es lehnt am 24. September 2000 die Initiative «für eine Regelung der Zuwanderung» mit 64 Prozent Nein ab.

2003: Bevölkerung 7,3 Millionen, Ausländeranteil 20,5 % — «Und sie machen doch, was sie wollen!», schimpft Philipp Müller zwei Jahre nach der Abstimmung über seine Initiative: «Der Bundesrat hält seine Versprechen für eine restriktivere Zuwanderungspolitik nicht ein.» Der Aargauer Grossrat gründet deshalb das Parteiunabhängige Informationskomitee (Pikom), zusammen mit dem Zürcher SVP-Nationalrat Ulrich Schlüer, der die *Schweizerzeit* herausgibt, und dem Berner SVP-Politiker Thomas Fuchs. «Es ist doch nicht normal, dass wir jedes Jahr so viele Menschen in die Schweiz bringen, wie die Stadt Luzern Einwohner hat», warnt Philipp



«Ein Mengenproblem»: FDP-Migrationspolitiker Müller.

Müller im *Tages-Anzeiger*. «Wir haben bei der Zuwanderung ein Mengenproblem», deshalb drohten Verkehrskollaps und Umweltkatastrophen. «Ausländerpolitik – Versprechen gebrochen und Kontrolle verloren», schimpft eine Broschüre mit einer Auflage von 220 000 Exem-

«Nach 2010 wird die Gesamtbevölkerung nicht mehr wachsen – trotz Freizügigkeit.»

plaren, die das Pikom in alle Aargauer Haushalte verteilen lässt. Der Aufwand lohnt sich für Philipp Müller: Er zieht für die FDP Aargau in den Nationalrat ein.

2005: Bevölkerung 7,4 Millionen, Ausländeranteil 20,2 % — Das Pikom zerstreitet sich wegen der Abstimmung über die Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf die neuen EU-Länder in Osteuropa. Die Generalversamm-

lung lehnt die Vorlage mehrheitlich ab, spricht sich aber gegen eine Parole aus, mit Rücksicht auf den Gründer Philipp Müller. Er meint: «Je mehr ich mich mit der Personenfreizügigkeit befasse, desto überzeugter bin ich, dass wir die Ja-Parole hätten fassen müssen.» SVP-Nationalrat Luzi Stamm argwöhnt in der *NZZ*, der Mitstreiter sei «Opfer des Drucks geworden, den Economiesuisse und seine eigene Partei auf ihn ausgeübt haben». Im *Sonntagsblick* wahrsagt Philipp Müller: «Nach 2010 wird die Gesamtbevölkerung nicht mehr wachsen – trotz Freizügigkeit.»

2014: Bevölkerung 8,1 Millionen, Ausländeranteil 23,5 % — Philipp Müller kämpft an vorderster Front gegen die Masseneinwanderungsinitiative der SVP – er ist 2012 vom «Outlaw» (*NZZ*) zum FDP-Präsidenten aufgestiegen. Er räumt im *Sonntagsblick* aber ein: «Die Schweiz gehört zu den dichtest besiedelten Gebieten der Welt. Ein Bevölkerungswachstum von 80 000 Personen pro Jahr trägt unser Land auf Dauer nicht.» Er spüre in allen sozialen Schichten grossen Unmut; der Ärger über die Zuwanderung und die Ängste vor Überfremdung seien im Volk «heute so gross wie noch nie – grösser als zu Zeiten der Schwarzenbach-Initiative». Die Schuld schiebt

er vor allem SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga zu, die Gesetze missachte: «Ich traue dem Bundesrat ehrlich gesagt nicht über den Weg», sagt er in der *Basler Zeitung*, «wenn es um den Vollzug im Migrationsbereich geht.»

2016: Bevölkerung 8,3 Millionen, Ausländeranteil 24,1 % — Nach seinem überraschenden Rücktritt als Parteipräsident setzt Philipp Müller weiter in der FDP die eigene Politik durch. Mit SP-Chef Christian Levrat, mit dem er sich als Präsident gerne Schaukämpfe lieferte, kungelt er die Vorlage aus, mit welcher der Nationalrat die Verfassungsbestimmung zum Steuern der Zuwanderung nicht umsetzen will. Und er spricht mit ihm zugleich die «Verschärfungen» des «Inländervorrang light» ab, die er selber im Ständerat durchsetzt. «Die grossen Würfe entstanden oft, wenn FDP und SP sich fanden, gerade in der Europapolitik», sagt Philipp Müller dem *Tages-Anzeiger* dazu. «Ich scheue mich nicht vor dieser Allianz.» ○

Pulltex® Wine Tools

Made in Spain

Jetzt neu bei Denner!

Pulltap's, Original Doppel-Hebel Korkenzieher. Die Korken werden ohne Kraftaufwand in zwei Stufen gezogen.



9.95

AntiOx Stopper-Verschluss. Sobald der Wein mit dem Verschluss verschlossen ist, wird der Oxidationsprozess in der Flasche aufgehalten.

Day 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10



14.95

Patentiert, NiGota „Weinausgiesser“ verhindert das Nachtropfen während des Servierens. 3 Stück pro Blister.



6.95



11.95

Schaumwein-Verschluss für leichtes und sicheres Entkorken. Öffner und Verschluss in einem.



...feel the wine experience

www.pulltex.ch

Andere Zeiten

Von Henryk M. Broder — Gestern noch AfD-Ton, morgen schon CDU-Sound.



Ende August letzten Jahres, also vor genau fünfzehn Monaten, erklärte die Kanzlerin vor der Berliner Pressekonferenz, die Bewältigung der

Flüchtlingskrise sei eine «nationale Aufgabe, die jeden angeht», und eine «zentrale Herausforderung» für längere Zeit. Fünf Tage später, in ihrer wöchentlichen Video-Ansprache an das Volk, wiederholte sie, die Politik müsse «die Prioritäten immer wieder neu setzen»; die «Unterbringung von Flüchtlingen» und die «Integration dauerhaft in Deutschland bleibender Menschen» sei eine «nationale Aufgabe», an der sich die Kommunen, die Länder und der Bund gleichermassen beteiligen müssten. Beim CDU-Parteitag in Karlsruhe im Dezember 2015 sprach sie von einer «historischen Bewährungsprobe für Europa». Innerhalb weniger Wochen war aus der «nationalen Aufgabe» eine «Bewährungsprobe für Europa» geworden. Die Kanzlerin hatte das Problem internationalisiert.

Letzten Sonntag hat sich der Innenminister von Baden-Württemberg, Thomas Strobl, zu Wort gemeldet und einen «nationalen Kraftakt» gefordert. Strobl ist auch der Landesvorsitzende der CDU in Baden-Württemberg und einer der fünf Stellvertreter der Vorsitzenden Merkel im Bundesvorstand der CDU. Er will sein «Positionspapier» zuerst auf der Innenministerkonferenz der Länder und dann auf dem Bundesparteitag der CDU vorstellen. Schon der Titel des «Positionspapiers» sagt, wohin die Reise geht: «Wer kein Bleiberecht hat, muss gehen». Der «Kraftakt» gilt also nicht der Aufnahme, der Unterbringung und der Integration von Flüchtlingen, sondern konzentriert sich darauf, wie man sie wieder loswird. Dazu schlägt Strobl vor, Sozialleistungen massiv zu kürzen, Abschiebungen zu vereinfachen und zu beschleunigen und «intelligente Kontrollen» an den Grenzen zur Schweiz und zu Österreich einzuführen. Alles zusammen bedeutet ein Ende der viel gefeierten deutschen Willkommenskultur und eine komplette Abkehr von der merkelschen «Wir schaffen es»-Politik. Es sei an der Zeit, so Strobl, gegen diejenigen vorzugehen, «die glauben, uns auf der Nase herumtanzen zu können». Gestern wäre das noch AfD-Ton gewesen. Morgen wird es der CDU-Sound sein. So ändern uns die Zeiten.

Achtung Bumerang

Von Kurt Schiltknecht — Wer mit dem unspezifischen Schlagwort «Populismus» um sich wirft, schadet unter dem Strich seinen eigenen Interessen.

Populismus hat Erfolg. Die Medien versuchen ununterbrochen, ihn zu erklären und zu bekämpfen. Gemäss Wikipedia ist Populismus ein unspezifisches Schlagwort. Der Sache etwas näher kommt der Duden: Dort wird er als opportunistische Politik bezeichnet, die die Gunst der Massen mit leeren oder unrealistischen Versprechungen zu gewinnen sucht. Dabei muss ich unweigerlich an die SP denken. Seit kurzem will sie mit der Überwindung des Kapitalismus nicht nur für mehr Gerechtigkeit sorgen, sondern auch eine wirksame Antwort auf den Rechtsrutsch in Europa und den USA geben. Das ist Populismus in Reinkultur.

Dass die Medien den SP-Präsidenten, Christian Levrat, nicht als einen der grössten Populisten der Schweiz anprangern, hat zwei Gründe: Einerseits hat er mit seinen Ideen viel weniger Erfolg als etwa Marine Le Pen in Frankreich, zum anderen huldigen viele Medienvertreter den von Levrat vertretenen Ideen. Linke Ideen finden deshalb wenig Echo, weil die Mehrheit der Leute weiss, dass alle Versuche, den Kapitalismus zu überwinden, kläglich gescheitert sind. Das Paradies mit Wohlstand und gleichmässiger Verteilung der Einkommen und Vermögen blieb in allen sozialistisch oder kommunistisch regierten Ländern aus. Stattdessen dominieren Unfreiheit, wirtschaftliche Stagnation, Inflation.

Nicht alle populistischen Ideen der Linken sind so erfolglos. Die Forderung, die Wohnungsprobleme mit Mietzinskontrollen, staatlichem Wohnungsbau oder Subventionen zu lösen, findet grossen Anklang. Das erstaunt nicht, denn immer mehr Leute sind mit hohen Mieten und mit den Schwierigkeiten, eine Wohnung zu finden, konfrontiert. Allerdings ist es ein Irrtum, zu glauben, dass mit den von den Linken vorgeschlagenen Massnahmen die Probleme gelöst werden können. Die Wohnungsknappheit ist grösstenteils das Ergebnis der grossen Zuwanderung. Boden und Wohnraum werden knapp, und in der Folge steigen die Boden- und Häuserpreise stärker als die Löhne und die übrigen Preise. Die Bedeutung der Einwanderung für den Wohnungsmarkt lässt sich zurzeit gut beobachten. Weil sich nach der starken Aufwertung des Frankens das Wachstum verlangsamt hat, ging die Nachfrage nach ausländischen Arbeitskräften zurück. Entsprechend niedriger fiel die Zuwanderung aus. Das hat bereits zu

einer leichten Entspannung auf dem Wohnungsmarkt geführt.

Diese Entwicklung zeigt, wie die Probleme auf dem Wohnungsmarkt gelöst werden könnten. Man kann entweder für einen starken Franken und ein bescheidenes Wachstum plädieren oder die Zuwanderung direkt begrenzen. Die Verwendung des Wechselkurses ist langfristig keine Lösung. Denn auch in Ländern wie Italien, die wirtschaftlich stagnieren und unter Arbeitslosigkeit leiden, werden inländische Arbeitskräfte durch billige ausländische ersetzt.

Falsche Versprechungen

Es ist nicht auszudenken, was auf dem Wohnungsmarkt passieren würde, wenn sich der Franken nicht nur gegenüber dem Dollar, sondern auch gegenüber dem Euro abschwächen und die Weltwirtschaft sich erholen würde. Die Zuwanderung würde wieder enorm zunehmen, weil die schweizerischen Politiker kein griffiges Instrument zur Begrenzung der Einwanderung wollen. Die vom Parlament ins Auge gefassten Massnahmen führen nur zu einer teuren und für die Wirtschaft schädlichen Bürokratie. Beim nächsten Konjunkturaufschwung werden sie sich als wirkungslos erweisen.

Die Forderungen nach einem unkontrollierten freien Personenverkehr sind populistisch, denn sie beruhen auf falschen Versprechungen. Der freie Personenverkehr führt nicht zu einem höheren Wohlstand aller Leute, sondern bestenfalls zu einem höheren Volkseinkommen. Weil die von einer weltumgreifenden Gesellschaft träumenden Ideologen und die die Internationale singenden Politiker dies nicht wahrhaben wollen, wenden sich die von einer unkontrollierten Zuwanderung betroffenen Arbeitskräfte Parteien zu, die nicht nur die Zuwanderung verbieten wollen, sondern Fremdenfeindlichkeit und wirtschaftliche Abschottung auf ihre Fahne geschrieben haben. Wer eine solche Entwicklung verhindern will, sollte aufhören, mit dem unspezifischen Schlagwort «Populismus» um sich zu werfen. Viel besser wäre eine Diskussion über den Stellenwert des freien Personenverkehrs. Dann wird sich herausstellen, ob die Vorteile, die sich daraus für die Unternehmen und Manager ergeben, die Nachteile rechtfertigen, die der freie Personenverkehr für einen zunehmenden Teil der einheimischen Arbeitskräfte mit sich bringt.



Weder liberal, noch global

Von Hansrudolf Kamer — Trump will verstärkt die nationalen Interessen zur Richtschnur seiner Aussenpolitik machen. Das ist eine klassische Linie in der amerikanischen Geschichte, die Europa vor Probleme stellt.



Etwas zerstören, was nie existierte, kann auch ein Donald Trump nicht. Zu den erschrockenen Reaktionen auf den Wahlsieg des Aussenseiters gehörte das Wehklagen über das Ende der liberalen Weltordnung. Was immer die Welt an Ordnung aufweist, und das ist nicht viel, ist sicher nicht liberal, selbst nicht im ausgelagerten Sinn, in dem das Adjektiv heute verwendet wird.

Amerikanische Präsidenten passen nach den Turbulenzen des Wahlkampfes ihre Politik den Realitäten an. Auch Trump wird sich dieser Notwendigkeit nicht entziehen können. Er findet eine Welt vor, die sich – mit den Worten Henry Kissingers – in einem heiklen Zustand, nahe internationaler Anarchie, befindet. Was dem alten Strategen als Schreckensbild erscheint, ist wohl ein Gezeitenwechsel, der in der Natur der Dinge liegt.

Vor Jahrzehnten gängig war der Begriff Nachkriegsordnung. Man meinte damit die Institutionen, die die Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg ins Leben riefen, und die damit verbundene Politik. Die Gründerväter der Atlantik-Charta, Franklin Roosevelt und Winston Churchill, rechneten damit, dass das Gebilde etwa fünfzig Jahre einen Krieg der Grössenordnung des soeben überstandenen verhindern würde.

Eine Weltordnung war das aber nie, denn bestenfalls der halbe Globus war von ihr «betroffen». Der Kalte Krieg teilte die Welt mehr oder weniger auf, und dann gab es noch die Dritte Welt, und auch die hatte mit Liberalismus nichts am Hut. Völkerbund, Uno – das waren zweckorientierte, politische Gebilde, verbrämt mit einem Rechtsformalismus, der suggerierte, alle Staaten dieser Welt hätten gleiche Rechte und Pflichten. Ihre Grundidee der kollektiven Sicherheit war immer vom Willen der führenden Mächte abhängig und ist es heute noch. Vorstellungen globalen Regierens waren Kopfgeburten.

Es folgte die kurze Blüte der «neuen Weltordnung», die Präsident Bush Vater beschwor, als die Sowjetunion nicht mehr existierte und im Golfkrieg 1990/91 der Uno-Sicherheitsrat zu vorher nicht gekannter Einheit fand. Diese «Ordnung» zerbröselte aber bald wieder, und der Balkan konnte nur mit

Mühe und gegen den Willen Moskaus befriedet werden.

Das Fiasco der Containment-Politik gegenüber Saddam Hussein nach dem Golfkrieg mit Flugverbotszonen und scharfen Sanktionen führte zusammen mit 9/11 in den Irakkrieg, der in einem halbherzigen amerikanischen Versuch von *nation building* versandete. Obama zog 2011 den Stecker, unnötigerweise und viel zu früh, was unvermittelt ins Syrien-Debakel mündete. Inzwischen führen die Amerikaner im Irak wieder Krieg, was Obama, Clinton und Trump im Wahlkampf kaum der Erwähnung wert fanden.

Finanzkrise, Arabischer Frühling, Islamischer Staat, Flüchtlingswelle sind Stichworte, die Kissingers Warnung begründen. Lange benützten amerikanische Strategen noch den Begriff der *sole remaining superpower*. Pax Americana und das amerikanische Zeitalter waren weitere Formulierungen dieser Zeit. Globalisierung der Menschenrechte war ein Schlagwort der neunziger Jahre.

Macht ist grossenteils Perzeption, und deshalb diente dieses Vokabular eminent amerikanischen Interessen. Doch die Welt war stets multipolar, und die Reichweite westlicher Vorstellungen von Recht und Ordnung war immer begrenzt. Trump hat nun als generelle Stossrichtung einen amerikanischen Nationa-

lismus verkündet, der sich vom Internationalismus seines Vorgängers unterscheiden und die heutige Realität besser reflektieren könnte.

Wie Niall Ferguson in einem Essay über Trumps «neue Weltordnung» ausführt, steht Obama für den Wilsonschen Idealismus, für kollektive Sicherheit, Völkerrecht und internationale Institutionen. Trump steht eher in der Tradition Theodore Roosevelts für das nationale Interesse Amerikas, den Aufbau der Militärmacht und eine Politik des Gleichgewichts der Mächte mit regionalen Einflusszonen. Messerscharf war diese Unterscheidung allerdings nie.

Monumentales Unverständnis

Wie immer sich die Präsidentschaft Trump entwickelt, auf die europäischen Staaten kommen unbequeme Entscheidungen zu. Durch eigenes Verschulden sind sie seit dem Ende des Kalten Kriegs in Rücklage geraten. Zu lange haben sie sich auf Amerika verlassen und Trittbrettfahren zu einer hohen Kunst entwickelt.

Das monumentale Unverständnis, mit dem sie die Wahl Trumps quittierten, ist Zeugnis der Wirklichkeitsflucht. In deutschen Kommentaren amüsiert man sich bildungsbürgerlich über Trumps mangelnde Intelligenz oder dämonisiert ihn als Reinkarnation Hitlers. Doch dumpfe Überheblichkeit wird nicht lange hinreichen.

Sich auf Veränderungen einzustellen, heisst zunächst, die Realität zur Kenntnis nehmen. Nicht nur die Nachkriegsordnung ist vorbei, auch die politischen Sitten und Gebräuche des letzten Vierteljahrhunderts werden auf die Schutthalde der Geschichte geworfen. Für all das ist der Alte Kontinent schlecht gerüstet.



Die Realität zur Kenntnis nehmen: Donald Trump.

Strahlend in der Niederlage

Von Christoph Mörgeli

Die Grünen sind am Wochenende mit ihrer ideologischen Energiezwängerei grandios gescheitert. Dies hinderte die «Tageschau»-Hauptausgabe des Schweizer Staatsfernsehens in seiner Kraft und Herrlichkeit nicht, die Verlierer abzufeiern. «Das Volk verzichtet also deutlicher als erwartet auf ein fixes Abstelldatum für die fünf AKW», meinte die Sprecherin. Das Ergebnis «fiel klarer aus, als von manchen erwartet», belehrte der Kommentator. Wer hat da was erwartet? Die Erwartung einer Zustimmung herrschte ganz offensichtlich vor allem in den Redaktionsstuben des Schweizer Fernsehens.

Denn es folgte ein von langer Hand geplanter Glamour-Beitrag über die Abstimmungsverliererin Regula Rytz. Die Grünen-Präsidentin, deren Partei unter ihrer Leitung um zwanzig Prozent eingebrochen ist, musste keine einzige kritische Frage beantworten. Dafür durften die Zuschauer an ihrem aufregenden Tagesablauf am Abstimmungssonntag teilhaben. Ihre Popularität beim Stadtberner Volk ist unermesslich, denn sie traf in der Menschengänge vor dem Abstimmungsort eine Bekannte («Das hat mich schon wahnsinnig berührt»). Regula Rytz durfte im «Tageschau»-Porträt mehr strahlen als alle fünf AKW zusammen. «Jetzt gilt es ernst nach mehreren Jahren Arbeit», meinte die «Tagesschau». Ernst ist vor allem, was unsere Monopolmedienanstalt heutzutage unter Arbeit versteht. Dann durfte Regula Rytz – wie in der hiesigen Zwangsgebühreninformation üblich – die Forderungen ihrer «sehr starken Minderheit» diktieren. Als ob es die Mehrheitsmeinung wäre. Grüne, Linke und das Schweizer Fernsehen trösteten sich mit Regula Rytz in der gemeinsamen Niederlage («hoher Ja-Stimmen-Anteil», «gutes Resultat»).

Glaubt jemand, die «Tagesschau» habe trotz Auftrag zur Unparteilichkeit den damaligen SVP-Präsidenten Toni Brunner am Tag der Masseneinwanderungs- oder Durchsetzungs-Abstimmung begleitet? Fehlanzeige. Einen Sieg wollten die Grünen und die «Tagesschau» dann aber doch noch feiern. Wenn auch einen vorgezogenen Sieg. Bei der Energiestrategie 2050 mitsamt Atomausstieg werde die SVP mit ihrem Referendum «beim Volk nicht durchkommen». Und weiter im Text der grünlichen Propheten vom Leutschenbach: «Der Sieg ist den Atomgegnern sicher.» Da ist es tröstlich zu wissen, dass beim Schweizer Staatsfernsehen auch der Sieg der Trump-Gegner sicher war.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Wie bei Hoeness: Alles wird gut

Von Peter Bodenmann — Renzi bleibt. Klimaabkommen auch. Kosten der Mobilität halbieren sich. Schatz im Jordansee.



Noch etwas schneller: FC-Bayern-Spitze mit Hoeness (M.).

Vor dreissig Monaten schrieb ich in der *Weltwoche* über Uli Hoeness: «Ab Mai 2014 König im Knast. In drei Jahren wieder Präsident des FC Bayern.» Alles ging noch etwas schneller. Der Zocker ist wieder Präsident. Mit dreissig Kilo mehr Kampfgewicht als bei der Entlassung aus dem Knast. Voraussagen sind risikoreich. Vorab, wenn sie im Internet stehen bleiben. Genau deshalb machen sie Spass.

Wird Renzi die Verfassungsabstimmung verlieren und in der Folge zurücktreten? Die Abstimmung ist verloren. Trotzdem wird Renzi nicht zurücktreten. Alle – allen voran Angela Merkel – werden ihn auffordern, zu bleiben. Weil sonst der Euro zu kippen droht. Renzi wird sich nicht zweimal bitten lassen. Und im Gegenzug die Aufweichung der Maastricht-Kriterien durchsetzen. Merkel war für Atomkraftwerke und hat nach Fukushima den schnellen Ausstieg durchgesetzt. Merkel wird – um den Euro zu retten – Maastricht und Schäuble entsorgen.

Wird Trump das Klimaabkommen versenken? Nie im Leben. Denn auf diese Chance warten die Chinesen, die neu voll auf Sonne, Wind und Elektroautos setzen. Zuerst haben die chinesischen Kommunisten dem fossilen Kohle-Kapitalismus zum Durchbruch verholfen. Und nach einer real nie stattfindenden Aufkündigung des Klimaabkommens würden sie den Weg in den solaren Kapitalismus eben

alleine ebnen. Die Jugend in Amerika würde – wie während des Vietnamkrieges – auf die Strasse gehen. Diesmal grüne statt rote Fahnen schwenkend.

Wie schnell setzen sich elektrisch angetriebene Roboter-Autos durch? Viel schneller als wir alle denken. Weil sich auf diesem Feld entscheidet, wer in Zukunft mit der Mobilität wie viel Geld verdient oder verliert. Es braucht nicht in erster Linie komfortablere Autos, sondern Elektroautos ohne Fahrer. Die Kosten einer weiter steigenden Mobilität werden sich umweltfreundlich halbieren.

Wie lange kann die Nationalbank auf 600 Milliarden Franken hocken, ohne dass jemand diesen Schatz im Jordansee hebt und knackt? Die Schweizerinnen und Schweizer haben eine verdammt lange Leitung. Früher oder später werden sie trotzdem 300 Milliarden dieses real existierenden Volksvermögens in einen Fonds einbringen, der mit seinen Renten den demografischen Wandel mit auffängt.

Christoph Blocher erklärte in der «Arena», Oskar Freysinger werde nicht nach Berlin, wo Europas Rechtsextreme tagten, pilgern. Im *Nouvelliste* erklärte Freysinger, Herrliberg habe ihn falsch verstanden. Braucht Blocher ein Hörgerät? Oder Freysinger einen Lügendetektor? Es gibt unlösbare Fragen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Büropflanze von SRF

Von Kurt W. Zimmermann — Ein Disput mit der NZZ erhellt die journalistischen Vorstellungen von TV-Chefredaktor Tristan Brenn.

Der Fall war so alltäglich, wie alltäglicher Journalismus nun mal ist. Der Mediensprecher eines Unternehmens hielt einem Journalisten eine interne Studie zu.

Der Mediensprecher war von der Credit Suisse. Der Journalist war von der NZZ am Sonntag. Wir protokollieren kurz das Gespräch.

Mediensprecher: «Wir haben eine grosse Studie gemacht. «Global Wealth Report» heisst sie. Interessiert dich das?»

Journalist: «Kommt drauf an. Was steht drin?»

Mediensprecher: «Vermögensverteilung nach Ländern. Die Schweizer sind weltweit die Reichsten.»

Journalist: «Gute Schlagzeile. Interessiert mich. Aber ich hätte es gern exklusiv.»

Mediensprecher: «Exklusiv ist okay. Wir machen am Dienstag eine Medienkonferenz zur Studie. Du bekommst sie schon für den Sonntag zuvor.»

Journalist: «Und was erwartest du?»

Mediensprecher: «Schön wäre ein Anriss auf der Eins und eine Seite im Wirtschaftsteil.»

So läuft es im Geschäft. Eine Firma oder eine Organisation will eine Botschaft platzieren. Wenn die Story für die Leser interessant genug ist, steigt der Journalist darauf ein.

So war es auch diesmal. Die NZZ am Sonntag hatte ihren exklusiven Artikel. Alle anderen Blätter von *Blick* bis *20 Minuten* zogen nach, weil die Story tatsächlich interessant war. «Schweizer sind die Allerreichsten», titelte etwa der *Tages-Anzeiger*.

Dann aber meldete sich Tristan Brenn, der Chefredaktor des Schweizer Fernsehens. Brenn kündigte einen Boykott der Credit-Suisse-Studie an. Die Bank, so klagte er, hätte einen Konkurrenten aus der Presse bevorteilt. Das Thema habe für ihn darum einen «Newswert von null».

Nun kann man gegen PR-gesteuerte News tatsächlich seine Vorbehalte haben. Für einen öffentlichen Sender ist das dennoch eine bemerkenswerte Aussage. Konkurrenzkampf ist ihm wichtiger als der Informationsauftrag.

TV-Chefredaktor Brenn bestätigte damit, was der Branche schon länger auffällt. Souveränität ist nicht gerade seine Stärke. Schon 2013 war er aufgefallen, indem er jede Kritik am Sender als «unfair und grotesk» niedermachte. Auf das Fernsehen, so seine leicht paranoide Wahrnehmung, werde «in einer Einmütigkeit drauflosgehauen, als wären alle Zeitungen und Online-Plattformen gleichgeschaltet».



Weltfremde Signale: Tristan Brenn.

SRF gegen alle. Die Erklärung für solche Weltfremde liegt wohl im Werdegang Brenns. Er ist eine reine SRF-Büropflanze. Er kam 1993 als Stagiaire ins Haus und hat nie ein anderes Medienunternehmen von innen gesehen. Seine Vorgänger Filippo Leutenegger und Diego Yanez waren beide TV-Profis mit Presse-Erfahrung.

Die TV-Journalisten halten darum nichts von den weltfremden Signalen ihres Chefs. Sie tun das Gegenteil. «10 vor 10» etwa liess sich zuletzt drei externe PR-Studien zur Erstveröffentlichung zustecken: eine über Freundlichkeit in der Hotellerie, eine über Erkrankungen von Flüchtlingen und eine über Unterschiede im Strafvollzug. Natürlich schlachtete «10 vor 10» die drei Storys gebührend aus.

Auch die «Rundschau» ist stark darin, sich mit Vorab-Exklusivität zu profilieren. Besonders eng ist die Kooperation mit der Medienstelle des Bundesamts für Gesundheit. Zuletzt bekam die Sendung von dort zwei Studien über ungeschützten Sexualverkehr und über jugendliches Rauchverhalten zugesteckt. «Exklusive Raucherzahlen» konnte Moderator Sandro Brotz dann hochgemut anpreisen.

Wenn es nach TV-Chefredaktor Brenn geht, würde die Presse nun das Bundesamt für Gesundheit boykottieren.

Mundtot

Von Beatrice Schlag — Der Truthahn ohne Trump.

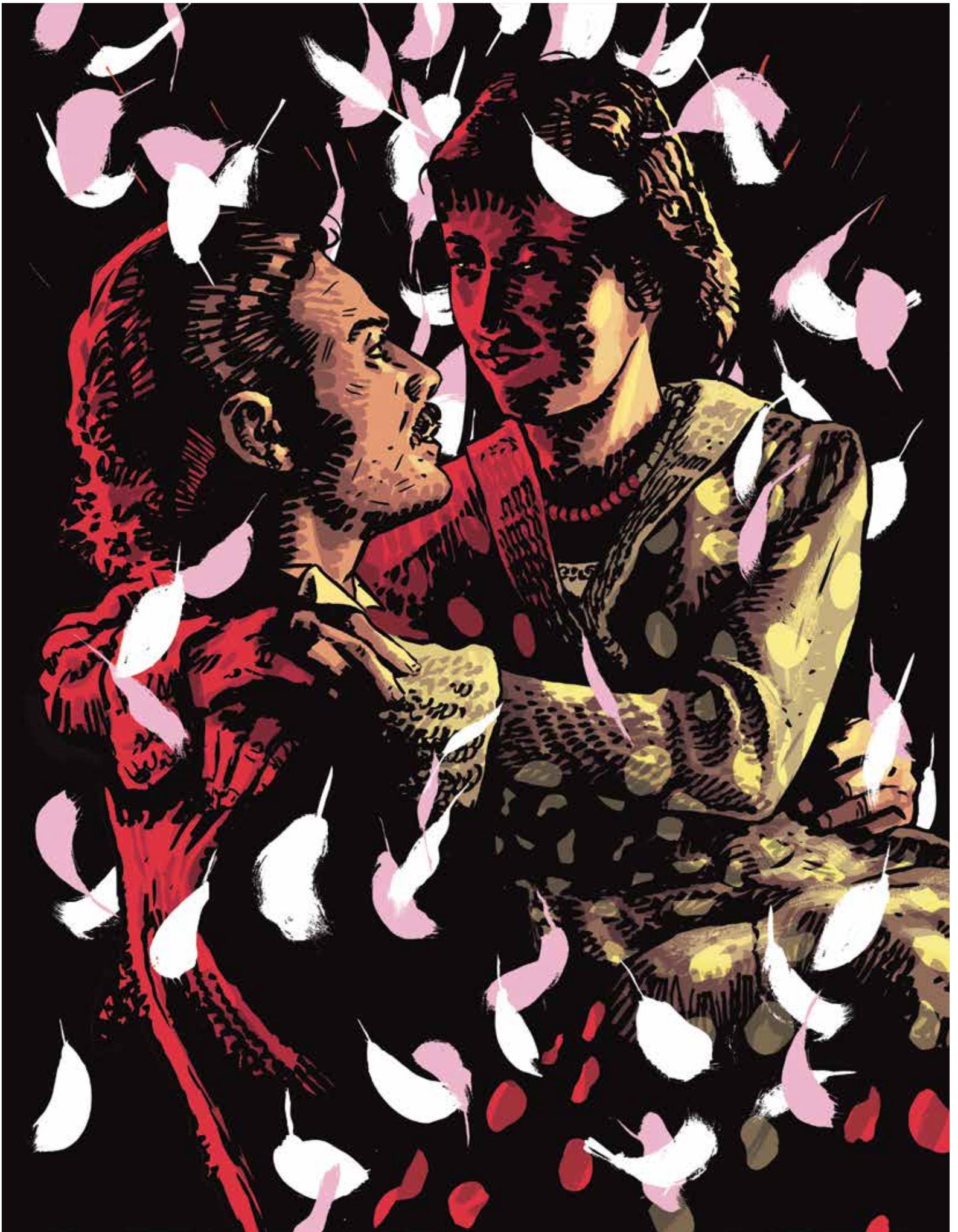
Wusst ihr, wie man am Arbeitsplatz herausfindet, wer für Trump war?», fragte unser Gastgeber am Thanksgiving Day. «Es waren die, die bei Wahldiskussionen den Mund hielten.»



Dazu muss gesagt werden, dass das Essen im traditionell demokratischen Kalifornien stattfand, wo nicht einmal ein Drittel der Wähler für Trump gestimmt hatte. Ausserdem waren die meisten der Gäste gebildet, hatten Jobs und vermutlich gute Einkommen – keine Trump-Zielgruppe. Mehrere begannen gleichzeitig zu reden, als die Hausherrin, die am Buffet die Trutenbrust tranchierte, laut und dezidiert sagte: «Keine Gespräche über Trump an diesem Tisch!» Es folgte ein langes Schweigen. Dem Befehl einer Gastgeberin, die den ganzen Tag für einen gekocht hat, widerspricht man nicht.

Ein paar Stunden vor dem Essen hatte ich in einem Radiobeitrag gehört, dass sehr viele Amerikaner ihre diesjährigen Thanksgiving-Einladungen mit dem Verbot verbunden hatten, den Namen Trump zu erwähnen. Ich hielt es für einen Witz. Zwar gibt es in den USA die alte Anstandsregel, bei Smalltalk die Themen Sex, Politik und Religion zu meiden. Aber erstens wird die Regel unter Bekannten längst missachtet. Zweitens gibt es in den USA, und vermutlich nicht nur hier, seit dem 8. November kein anderes Thema als Trump. Das Truten-Tischgespräch wurde langweilig und bemüht. Aber genauso viel Langeweile, wenn auch geladener, herrscht täglich auf Nachrichtensendern wie CNN, wo ununterbrochen über Trump diskutiert wird. Wochenlange aggressive Empörung auf der einen und aggressive Herablassung auf der andern Seite ermüden mindestens so sehr wie verordnetes Schweigen.

Darf ein gewählter Präsident mit Tweets haltlose Lügen verbreiten? Kann Trump Hillary ungestraft lassen, obwohl er das Gegenteil versprochen? Sind das Scherzfragen? Und darauf die ewig gleiche Antwort der Trump-Befürworter: Man dürfe ihn nicht wörtlich nehmen. George W. Bushs ehemaliger Pressesprecher, der Republikaner Ari Fleischer, der weder Trump noch Hillary wählte, sagte vor ein paar Tagen: «Hey, der Mann macht vieles anders, als wir es kennen. Deswegen wurde er gewählt. Gewöhnt euch daran!» Unsere Gastgeberin muss ähnlich entnervt gewesen sein.



Beziehungen

Über den verlockenden Versuch, Liebesbeziehungen mit einer Gleichung zu ergründen.

Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

Es kann nicht schaden, mal ein bisschen wissenschaftliche Ordnung in die Welt der romantischen Gefühle zu bringen. Ich verspreche, dass auch Leute, die im Mathematikunterricht gelitten haben, von der Schönheit (also Wahrheit) der Gleichungen überzeugt sein werden. Und sicherlich werden vor allem die Frauen diese mathematische Herangehensweise an ein emotionales Thema total lieben!

Also: Eine Liebesbeziehung kann man als Gleichung darstellen. Sie lautet: $1 + 1 = 2e + 2v$. Hierbei ist e die Summe all dessen, was ein Liebender im Verlauf der Beziehung mit dem Partner erlebt. v ist die persönliche Veränderung, die ein Liebender in der Beziehung durchmacht.

Wir müssen das Resultat der Trennungformel noch um einen Wert ergänzen, nämlich um y .

In Worten ausgedrückt: Eine Liebesbeziehung ist die Summe des gemeinsam Erlebten plus die Veränderung beider Beteiligten.

Wenn man es als Gleichung notiert, erkennt man sofort das grundlegende Problem von Liebesbeziehungen: Sowohl auf der einen wie der anderen Seite der Gleichung haben wir es mit zwei Werten zu tun. Intuitiv wäre uns natürlich die Gleichung $1 + 1 = 2$ lieber, denn so sehen wir Liebe gern: als Addition, bei der als Resultat ein einziger Wert herauskommt, in dem die beiden Summanden vollständig miteinander zu einer Einheit verschmelzen.

Aber diese romantische Gleichung stimmt nicht, das merken wir, wenn wir versuchen, ausgehend von ihr das Gegenteil, nämlich eine Trennung der Liebenden, darzustellen. Wenn wir schreiben: $2 = 1 + 1$, so entsteht ein logischer Widerspruch.

Die Ausgangslage ist ja, dass die beiden sich getrennt haben, folglich sind sie nicht mehr $1 + 1$. Eine Trennung kann mathematisch nur dann schlüssig dargestellt werden, wenn wir ein Paar als etwas begreifen, das auch in innigster Umarmung immer $= 2$ ist und nie $= 1$. Alle Hoffnungen, Sehnsüchte und Wünsche eines Paares müssen mit 2 multipliziert werden (und genaugenommen auch noch mit dem Faktor f für Divergenz). Daraus ergibt sich, dass die Trennungformel lautet: $2 - 2 = 0 + (2e + 2v) / 2$. Das ist nun wirklich interessant!

Denn es bedeutet, dass man bei einer Trennung nicht nur den Partner verliert, sondern

auch sich selbst als Teil der Beziehung! Das sollte man im Auge behalten, bevor man beim Scheidungsanwalt klingelt.

Aber schauen wir es uns genauer an: $0 + (2e + 2v) / 2$ als Trennungsergebnis bedeutet, dass das, was man mit seinem Partner erlebt hat, und die persönliche Veränderung, die man während der Beziehung mit ihm durchgemacht hat, zwar nach der Trennung erhalten bleiben, aber nicht mehr als $2e + 2v$, also nicht mehr als gemeinsames Erleben und als beiderseitige Veränderung, sondern als das, was davon für jeden übrigbleibt, wenn man es durch 2 dividiert. Hinzu kommt aber noch, dass man sich selbst aus der Beziehung subtrahiert hat. Das ist die wohl deprimierendste Gleichung, die je aufgestellt wurde. Nach einer Trennung, selbst wenn sie von beiden gewünscht wird und von beiden als Erlösung empfunden wird, entsteht, bezogen auf das, was man vor der Beziehung hatte, immer ein Verlust. Das sollten wir doppelt unterstreichen: Nach der Trennung bleibt für jeden weniger übrig, als er vor der Beziehung hatte.

Rechnen wir es einmal durch

Aber wir müssen das Resultat der Trennungformel noch um einen Wert ergänzen, nämlich um y . Denn wenn zwei sich trennen, kommt zu der ungünstigen Verlustrechnung ($2 - 2 = 0$) ja noch die Erfahrung des Scheiterns einer Beziehung hinzu. Und diese Erfahrung, die wir mit y bezeichnen, muss in der Gleichung für die nächste Beziehung, die man eingeht, berücksichtigt werden. Denn wenn man sich neu verliebt, schleppt man y als «Gepäck» mit sich.

Nun stellt sich die Frage, ob die Erfahrung des Scheiterns einer Beziehung die nächste Beziehung eher stabilisiert oder eher destabilisiert. Müssen wir y in die Gleichung der nächsten Beziehung als negativen oder als positiven Wert eintragen?

Am besten rechnen wir es einmal durch. Stellen wir uns ein Paar vor, Rolf und Anna. Sie haben sich vor drei Wochen kennengelernt und sind verliebt. Rolf hat drei gescheiterte Beziehungen hinter sich und Anna zwei. Die Gleichung für ihre Beziehung lautet also: $1 + 1 = 2e + 2v + 5y$. Wir sehen, dass $5y$ ein ziemlich hoher Wert ist. Es ist also ziemlich wahrscheinlich, dass die Erfahrungen ihrer früheren, gescheiterten Beziehungen ihre Liebesbeziehung erheblich beeinflussen werden.

Aber halt, wir haben etwas übersehen! Die Gleichung ist noch unvollständig, denn Rolf hat

ja auch Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes mit drei anderen Frauen und Anna Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes mit zwei früheren Partnern. Zudem hat Rolf sich in drei Beziehungen persönlich verändert und Anna sich in zwei.

All dies spielt nun in ihrer neuen, gemeinsamen Beziehung natürlich auf die eine oder andere Weise eine Rolle, etwa, indem Rolf sich wünscht, Anna würde sich so sehr für Fussball interessieren wie seine frühere Freundin. Anna wiederum mag sich wünschen, Rolf wäre etwas muskulöser, etwa so wie ihr früherer Freund.

Wenn wir also alle Erinnerungen der beiden an frühere Beziehungen berücksichtigen, lautet die Gleichung von Anna und Rolfs Beziehung: $1 + 1 = 2e + 2v + (3e + 2e + 3v + 2v) + 5y$. Das kann man einkürzen auf $1 + 1 = 7e + 7v + 5y$. Wenn wir das mit der Gleichung der Liebesbeziehung eines Paares vergleichen, das zuvor nie eine Beziehung hatte ($1 + 1 = 2e + 2v$), erkennen wir, dass Beziehungen umso komplizierter werden, je häufiger man schon eine hatte. $1 + 1 = 7e + 7v + 5y$ zeigt auf – wie ich finde – mathematisch äusserst elegante Weise die emotionalen «Altlasten», die man aus früheren Beziehungen in neue einschleppt.

Natürlich können sich hinter diesen Zahlen auch grosse Erfahrungen im Umgang mit Beziehungsproblemen verstecken, was dann wieder positiv wäre. Und doch wäre ich angesichts der Gleichung $1 + 1 = 25e + 25v + 23y$ skeptisch, auch wenn ich nicht wüsste, dass es die Beziehungsformel von Heinrich VIII. zur Zeit seiner Verheiratung mit Catherine Howard (enthauptet 13.2.1542) ist.

Erstellen Sie, liebe Leser, nun bitte zusammen mit Ihrem Partner die Gleichung Ihrer Beziehung! Beachten Sie dabei das y -Verhältnis: Wenn zum Beispiel $y = 8$, und Sie haben nur $2y$ beigetragen, ist Ihrem Partner gegenüber höchste Vorsicht geboten! Ja, ich weiss, das wussten Sie schon. Aber jetzt können Sie Ihre heimlichen Bedenken mathematisch begründen.

Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über «Grundbegriffe des Lebens» wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Kürzlich erschien von ihm der Roman «Manitoba» (Galiani-Verlag). Reichlin, Jahrgang 1957, lebt in Berlin.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich in einem Strassencafé an den Apéro-Häppchen des soeben frei gewordenen Nebentischs bedienen?

David Spitzmüller, Zürich

Meine Top-3-Gastro-No-Gos – also die grössten Verstösse gegen Benimmregeln im Restaurant – sind:

3 — Das Brötli in die Luft halten und die Butter draufstreichen.

2 — Den Espressolöffel nach dem Umrühren in den Mund stecken.

1 — Die gebrauchte Papierserviette zusammendrücken und auf den Teller mit Speiseresten legen.

Ich denke, der Vorgang, nach dessen Zulässigkeit Sie sich erkundigen, hat hohe Chancen, es auf meine Liste zu schaffen. Ich bin nur noch nicht ganz sicher, ob auf Platz 2 oder 1.

Mark van Huisseling

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Einzelfälle sind in der Zwischenzeit zum Normalfall geworden.» *Joseph K. Ernst*

Ziel: Radikalisierung

Nr. 47 – «Terrornetzwerk der Schweizer Salafisten»; Kurt Pelda über Extremismus

Es ist beängstigend zu sehen, wie wirkungsvoll das Werk der Salafisten vorangetrieben wird. Seit Monaten, ja gar seit Jahren berichten namhafte Journalisten – unter anderem der Verfasser des obenerwähnten Artikels – über die bedrohliche, schleichende Unterwanderung der Schweiz durch den Islam. Doch diese Warnungen werden in den Wind geschlagen. Die Naivität unserer Behörden ist verantwortungslos. Man zieht es vor, wegzuschauen, sich zu ducken; ja nicht anecken! Die Vereinigung «Lies!», deren Ziele sich ausschliesslich an der Radikalisierung messen, muss wie in Deutschland verboten werden. Aber da fehlt wohl der Mut, und das politisch linksgerichtete Anwaltskollektiv wird sich sicher vehement dagegen sträuben.

Handelt es sich um Verstösse von islamistischen Sympathisanten, die vom Sozialstaat abhängig sind, wird uns vorgegaukelt, dass das nur Einzelfälle seien. Diese Einzelfälle sind in der Zwischenzeit allerdings zum Normalfall geworden. Über die in der Tat wachsenden, horrenden Kosten wird der zahlende Bürger nur spärlich und auf verschleierte Weise informiert. Dies ist anstössig und nicht vertrauenswürdig!
Joseph K. Ernst, Hauterive

Post-proaktiv

Nr. 47 – «Lauter Lügner»; Kommentar von Rico Bandle

Ihr Beitrag hat mich zur Kreation eines anderen blöden Wortes angeregt: «post-proaktiv», weil das idiotische Wort proaktiv, das noch vor kurzem sehr en vogue war und auch von recht intelligenten Leuten verwendet wurde, zum Glück wieder am Verschwinden ist. Man wird einfach wieder aktiv, wenn es in einer bestimmten Situation als notwendig erachtet wird, und zwar rechtzeitig!
René M. Levkowitz, Forch

Eine für alle!

Nr. 47 – «Frauen gegen Frauen»; Zoë Jenny über Sexismus

Dieser ausgezeichnete Artikel bringt es auf den Punkt: Frauen sind sich selbst die schlimmsten Feinde. Wie anders ist es zu erklären, dass sie sich trotz numerischer Überlegenheit politisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich unterlegen und/oder missverstanden fühlen? «Eine für alle und alle für eine», und die Sache wäre gegessen. Voilà!

Mark Gasche, Kirchberg



«Schleichende Unterwanderung.»

Über diesen Artikel bin ich äusserst froh! Herzlichen Dank. Endlich ist dieses stets unter den Teppich gekehrte Problem einmal thematisiert worden. In dieser Sache könnten wohl viele Bücher mit tragischen Geschichten geschrieben werden, wahrscheinlich ebenso viele wie über sexuelle Übergriffe. Mir wird mittlerweile schon fast übel, wie sich gewisse Frauen auf abstossende und heuchlerische Art und Weise besser darstellen wollen als Männer. Die physische Gewaltbereitschaft von Frauen mag wohl kleiner sein als die der Männer, ihre psychische Gewalt jedoch kennt keine Grenzen. Es gibt leider mehr als genug Frauen, die darin Heldinnen sind, ihre Geschlechtsgenossinnen ohne Skrupel hinterhältig verbal kaltzustellen und – im gleichen Atemzug – Männer wegen sexueller Übergriffe zu verurteilen. Wie heuchlerisch!

Anita Maria Herzog, Leuzigen

Anspruchsvollste Kunstform

Nr. 47 – «Euro-Islam»; Kolumne von Andreas Thiel

Kompliment! Selten hat einer mit so wenig Text so viel gesagt. In der Literatur gibt es die Form der Tragikomödie; es ist für mich nach wie vor eine der anspruchsvollsten Kunstformen. Dass der sehr geschätzte Andreas Thiel diese ebenfalls beherrscht, überrascht mich gar nicht so sehr. Aber beim Lesen des imaginären Dialogs Thiel–Schmid ist mein herzhaftes Lachen jeweils gerade wieder so brutal eingefroren, dass es schliesslich in eine tiefe Nachdenk-

lichkeit mündete. Was kann ein Presseerzeugnis Besseres bieten?

Arno Müller, Kappel

Folgen der Fehlentscheidungen

Nr. 47 – «Mit dem Kopf durch die Wand»; Wolfgang Koydl über Angela Merkel

Unabhängig davon, ob und wann Frau Merkel wiedergewählt werden wird, über kurz oder lang wird sie mit den Folgen ihrer Fehlentscheidungen konfrontiert werden. Das ist gerecht.

Hermann Schubart, Marburg (D)

Trump-Effekt

Nr. 47 – «Zum Vierten»; Kolumne von Henryk M. Broder

Als die Kanzlerschaft von Helmut Kohl nach sechzehn Jahren dem Ende zuzuging, machte das Wort von der Kanzlerdämmerung die Runde. Man war der Stagnation und des Aussitzens müde. Nun möchte es Angela Merkel ihrem politischen Ziehvater gleichtun und sechzehn Jahre lang Kanzlerin bleiben. Die Freude über ihre erneute Kandidatur fürs Kanzleramt ist allerdings geteilt. Präsidium, Vorstand, Landes-, Kreis- und Ortsgruppen der CDU sind grenzenlos begeistert von ihrer Parteivorsitzenden, sind doch so wohl die meisten Posten für die nächsten vier Jahre sicher.

An der Parteibasis aber grummelt es, und in der Bevölkerung ist man skeptisch bis kritisch eingestellt, was Merkels vierte Kanzlerkandidatur betrifft. Landauf, landab bilden sich in der CDU «konservative Kreise», die von der sozialdemokratischen Mitte-links-Orientierung der Merkel-CDU wieder weg wollen. Die zeitlos konservativen Tugenden Fleiss, Leistung, Sparsamkeit, Verantwortungsbereitschaft, Zuverlässigkeit, Einsatzfreude, Ehe, Familie und Hilfsbereitschaft sollen wieder unverwechselbare Markenzeichen der CDU werden und im Mittelpunkt stehen. Dazu passt das alternative «Weiter so» von Angela Merkel nicht mehr. Ein Schelm, wer jetzt an die Alternative für Deutschland (AfD) denkt. Auch die meisten EU-Nachbarn haben von den ständigen Ratschlägen und Bevormundungen der Merkel-Regierung die Nase voll. Deutschland hat sich isoliert.

Es riecht wieder nach Kanzlerdämmerung. Oder wird man diesmal von einem Trump-Effekt sprechen? Die Wiederwahl Merkels ist jedenfalls so unsicher wie noch nie.

Helmut Pöltelt, Ahrensfelde bei Berlin

Jesus und Salome

Nr. 47 – «Der erste Single»; Peter Keller über Jesus

Ein schönes, christlich passendes Weltbild. Aber gemäss den Nag-Hammadi-Schriften (Logion

61) kann man auch durchaus zum Schluss kommen, dass Jesus mit Salome zusammen war: Salome sagte: «Wer bist du, Mensch? Du bist auf mein Bett gestiegen und hast von meinem Tisch gegessen.» Warum wird das Thomas-evangelium nicht anerkannt? Weil es darin keine Kirche und keine Hölle gibt? Logion 1: «Wer die Erklärung für diese Worte findet, wird den Tod nicht schmecken.»

Tobias Blättler, Maur

Ich gehe nicht einig mit Ihnen, dass Jesus single war. Jesus war Rabbi, und Rabbis waren meist verheiratet. Hatte Jesus nicht eine Tochter? Und waren die katholischen Priester nicht auch verheiratete Männer, bis im Frühmittelalter der Zölibat «erfunden» wurde, so dass das ganze Erbe der Kirche anheimfiel? Hingegen stimmt es, dass Frauen lange Zeit nur als Teilhabende von religiösen Gemeinschaften Fähigkeiten entwickeln konnten, die sonst aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen brachlagen.

Marzella Inversini, Langenthal

Grenzenlos tolerant

Zur Wahl von Donald Trump

Noch sitzt die Empörung tief, die die überraschende Wahl von Donald Trump in der westlichen Welt ausgelöst hat. Politische und wirtschaftliche Unsicherheit verbindet sich mit der Sorge um materiellen Wohlstand und individuelle Freiheit. Wie aber konnte es überhaupt erst zu einem solch traumatisierenden Ereignis kommen, das grosse Teile unserer Bevölkerung in Schockstarre hat fallen lassen? Haben die einseitigen und oft populistisch vortragenen Anti-Trump-Medienberichte und Expertenkommentare vieler Meinungsforschungsinstitute in der Gesellschaft einen völlig anderen Verlauf erwarten lassen? Oder sind die von den Medien jahrelang suggerierten Idealvorstellungen einer interkulturellen und grenzenlos toleranten Welt am bösen Erwachen schuld? Könnte es sein, dass sich dieser ad absurdum geführte Toleranzwahn, in dessen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Kern sich nicht selten egoistische und/oder politisch-wirtschaftlich motivierte Ziele verbergen, mehr und mehr als Sackgasse entpuppt?

Ist es denkbar, dass im Zuge einer fortschreitenden Political-Correctness-Kultur ein Grossteil der Bevölkerung sich gar nicht mehr getraut, sich öffentlich über moralische Missstände, beispielsweise die Gender-Ideologie und den durch sie angestrebten Zerfall traditioneller Werte wie Ehe und Familie, zu äussern, um nicht als intolerant disqualifiziert zu werden? Könnte es zutreffen, dass sich dadurch das Bild der öffentlichen Wahrnehmung völlig verzerrt? Die derzeit ausgelöste Krise beinhaltet für uns auch die Chance zur Reflexion und des In-Sich-kehrens. *Rolf Nussbaumer, Herisau*

Mangel an Mut?

Nr. 46 – «Gebt uns den Alten zurück»; Peter Keller über den Papst

Jeder Mensch ist ein Unikum und hat etwas, was nur er hat. Ich verstehe auch nicht, wie man Nächstenliebe, Demut, Barmherzigkeit und die Betonung gewisser Aspekte menschlicher Lebensweise mit Intelligenz und Mut respektive Mangel an Mut vergleichen kann.

Otto Murbach, Poschiavo

Die Kirche ist alles andere als arm – im Gegenteil, sie ist mit Milliarden an Anlage- und Geldvermögen sowie einem Milliardenvermögen an Grundbesitz sehr reich. Papst Franziskus behauptet einfach, dass er eine arme Kirche will, weil sich das im Sinne der Anforderungen des Evangeliums gut anhört. Die Menschen glauben es, sonst müsste man sagen, der Papst ist ein Lügner, und das traut sich niemand.

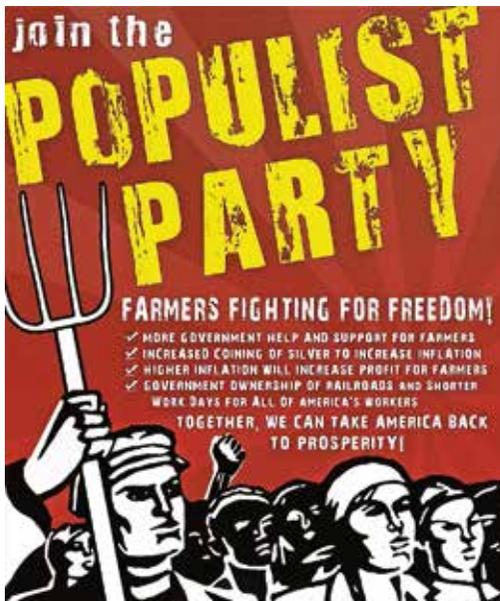
Ruth Gehring, Merzhausen (D)

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER



8-Stunden-Arbeitstag: Populist Party, um 1890.



Nationale Abgrenzung: Trump, Amerika, 2016.

Hysterische Worthülse

Der Begriff «Populismus» hat Hochkonjunktur. Seine Ursprünge liegen in einer amerikanischen Farmerbewegung, die antikapitalistische und direktdemokratische Ziele verfolgte. Im Populismusvorwurf kommt vor allem eines zum Ausdruck: die Verachtung der Eliten gegenüber der eigenen Unterschicht. *Von Peter Keller*

«Dreh dich nicht um, der Populismus geht um.» Ein Begriff hat Hochkonjunktur. Allein in der vergangenen Woche wies die Schweizerische Mediendatenbank bei der Suche nach «Populismus», «populistisch» oder «Populist» 320 Treffer aus. Zum Vergleich: Die beiden Bundesräte Alain Berset (SP) und Didier Burkhalter (FDP) kamen im gleichen Zeitraum gerade mal auf 75 beziehungsweise 77 Nennungen, Spitzenreiter Guy Parmelin (SVP) auf 165.

Dabei kommt eine kunterbunte Mischung zusammen, und alles wird vermenschlicht, was gerade einer Erklärung oder Verurteilung bedarf. Die *NZZ* titelt zusammenfassend: «Populismus erschüttert die Politik – Ein Schlaglicht auf ein westliches Massenphänomen». Bundeskanzlerin Merkel begründet ihre erneute Kandidatur mit einer Kampfansage an die «populistischen» Strömungen in ihrem Land und in Europa. Dann werden noch immer die Wunden geleckert wegen der Wahl des «Populisten» Trump, letzte Woche stellvertretend in den *Freiburger Nachrichten*. Die Kirchenzeitung *Reformiert* berichtet über eine Umfrage zu Weihnachtsliedern und Krippenspielen an öffentlichen Schulen und ist erstaunt über die hohe Zustimmung. Der Theologe Andrew Bond erklärt sich den Wunsch nach schulischen Adventsritualen mit «populistischen Abwehrreflexen» gegen den Islam. Die *Basellandschaftliche Zeitung* berichtet über das neue Projekt des Theaterkollektivs Machina Ex. Darin wird Deutschland von einer «rechtspopulistischen Kanzlerin» regiert, die alle Einwanderer für kriminell hält.

Gegenüber *Finanz und Wirtschaft* sagt der Chicagoer Finanzprofessor Luigi Zingales, er habe schon vor Jahren davor gewarnt, dass schwaches Wirtschaftswachstum zu Populismus führen werde. In Frankreich wählen die Konservativen ihren Präsidentschaftskandidaten per Mitgliederbefragung, wobei überraschend François Fillon gewinnt, «mitnichten ein Populist», wie die *Berner Zeitung* beruhigt. Er soll nun den «rechtspopulistischen» Front national stoppen nächstes Jahr.

Dem Volk aufs Maul schauen

In Österreich steht der zweite Wahlgang an um das Amt des Staatspräsidenten. Der grüne Kandidat Alexander Van der Bellen, der «bedächtigt» spreche und «besonnen» wirke, gegen den «Populisten» Norbert Hofer von der FPÖ, dem zwar polternde Auftritte auch fremd seien, wie das *St. Galler Tagblatt* einräumt, und der darum sicherheitshalber als «Wolf im Schafspelz» betitelt wird. Die Gegner des italienischen Verfassungsreferendums wiederum sind, so ist dem *Bund* zu entnehmen, «wütende Establishment-Gegner, also Populisten von linker und rechter Seite». So geht es kreuz und quer, rauf und runter – doch, um mit dem Sprachkritiker Wolf Schneider zu fragen: «Was, zum Teufel, ist <Populismus>?» (*Weltwoche* Nr. 6/16)

Duden online gibt eine Antwort: Populismus sei eine «von Opportunismus geprägte,

volksnahe, oft demagogische Politik, die das Ziel hat, durch Dramatisierung der politischen Lage die Gunst der Massen (im Hinblick auf Wahlen) zu gewinnen». Ein Blick zurück zeigt, dass sich offenbar auch die Definition von Populismus dramatisiert hat. In der gedruckten Duden-Auflage von 1991 heisst es kürzer und entspannter: «opportunistische Politik, die die Gunst der Massen zu gewinnen sucht». Dass die Politik und vor allem Politiker zum Opportunismus neigen, ist allerdings ein durchgehend verbreitetes Phänomen und keiner speziellen politischen Richtung zuzuordnen. Den Vorwurf, um «die Gunst der Massen» zu werben, findet Wolf Schneider kurios: «Ist nicht eben dies das völlig legitime Bestreben aller Politiker und Parteien?»

Sie wollten eine Volkspartei sein wie die CDU, die SPD oder die SVP.

So schwierig eine klare Beschreibung ist, der Gebrauch heute ist eindeutig: Der Populist ist immer der andere. Man hat es mit einem Kampfbegriff zu tun, der den politischen Gegner schmähen will als

jemanden, der auf die niederen Instinkte der Masse abzielt und dem Volk aufs Maul schaut.

Laut Wikipedia tauchte der Begriff in der Sozialwissenschaft Ende des 19. Jahrhunderts auf (im deutschen Duden erstmals 1980). Diese beschrieb damit die Farmerbewegung in den USA, die gegen das in New York City konzentrierte Grosskapital agitierte und für eine Politik billiger Kredite und für landwirtschaftliche Verwertungsgenossenschaften kämpfte



«Wolf im Schafspelz»: Hofer, Österreich, 2016.



«Mehr Freiheit»: Thatcher, Grossbritannien, 1987.

und dazu 1889/90 die People's Party gründete. Weiter forderte die «Populist Party», wie die Bewegung parallel auch hiess, einen Acht-Stunden-Arbeitstag und gestaffelte Einkommenssteuern. Nach anfänglichen Wahlerfolgen verschwand die Partei wieder, nicht aber ihre Anliegen, die später grösstenteils aufgenommen wurden, insbesondere von den im linken Spektrum stehenden Demokraten.

Mehr Demokratie

Die historischen Wurzeln des Populismus sind aus drei Gründen aufschlussreich. Zunächst einmal kommt er in seiner antikapitalistischen Ausrichtung eindeutig von links und pflegt einen klassenkämpferischen Ansatz: «Wir da unten gegen die da oben». Um diesen Gegensatz aufzulösen, greift die People's oder Populist Party jedoch nicht zu revolutionären Mitteln wie die Sozialisten im vergangenen Jahrhundert, sondern sie propagiert mehr Demokratie im wörtlichen Sinne: mehr Herrschaft des Volkes.

Ihre Vertreter rufen nach einer direkten Volkswahl der Senatoren (die dann 1913 umgesetzt wurde) und einer Referendumsdemokratie, wie sie die Schweiz damals schon hatte. Interessant ist, dass sich die Begeisterung über die direktdemokratische Mitbestimmung der Bürger in den linken Parteien mittlerweile ziemlich verflüchtigt hat – vor allem dann, wenn Urnengänge anders rauskommen als erwünscht, wie etwa bei der Minarett-, der Verwahrungs-, der Ausschaffungs- oder der Masseneinwanderungsinitiative.

Nach dem Nein der Niederländer zum EU-Assoziierungsabkommen mit der Ukraine im April 2016 sagte die damalige Fraktionschefin der Grünen im Europaparlament, Rebecca Harms, solche Abstimmungen könnten «die EU in ihrem Bestand gefährden». Das war

noch vor dem Ja der Briten zum Brexit, einer Volksabstimmung, die Ministerpräsident David Cameron angeordnet hatte auf Druck der EU-kritischen und von den meisten Medien als «populistisch» bezeichneten UK Independence Party (Ukip). Es sind nunmehr die als «rechtspopulistisch» verschrienen Parteien wie die österreichische FPÖ oder der Front national, die mehr direkte Demokratie fordern, gerade bei europapolitischen Fragen.

Trumps linke Agenda

Zum dritten Punkt. Es gibt das Phänomen, dass eine Gruppe sich die Schmähebezeichnung aneignet und so ins Positive verkehrt, wie das etwa mit den «Protestanten» geschah. Bei der Populist Party läuft es umgekehrt. Ihre Gründer bezeichneten sich selber bewusst als Populisten und verwiesen damit auf die lateinische Herkunft des Wortes *populus* gleich Volk auf Deutsch oder eben *people* im Englischen. Sie wollten eine Volkspartei sein, wie es die CDU und die zusammengeschrumpfte SPD in Deutschland oder die SVP in der Schweiz für sich beanspruchen. Erst die amerikanischen Neokonservativen hätten laut Wikipedia in den 1970er Jahren *populist* als Beschimpfung durchgesetzt, um damit die Ökologie-, die Frauen- und die Friedensbewegung in den USA als antimodernistische und irrationale Bewegungen abzuwerten. Umgekehrt beschimpften Neomarxisten die Politik Margaret Thatchers als «populistisch», weil es ihr gelungen war, die zuvor regierende Labour-Regierung als «Machtblock» darzustellen und mit Forderungen für «mehr persönliche Initiative und Freiheit» gegen «die da oben» abzulösen.

Der Populismusvorwurf kommt also von links und rechts und trifft Linke wie Rechte. Um die Verwirrung komplett zu machen: Im populistischen Eintopf landen auch Parteien, die als rechts gelten, aber in sozialen oder aussenpolitischen Fragen eine linke Agenda verfolgen – mit einem entscheidenden Unterschied: Man grenzt sich national ab. «America First», beteuerte Donald Trump, der die Wall Street kritisierte und versprach, Arbeitsplätze zurück in die USA zu holen. Die österreichische FPÖ bezeichnet sich als «soziale Heimatpartei», der Front national fordert einen «Etat fort», einen starken Staat mit einem allumfassenden Service public, während andere als «rechtspopulistisch» geltende Parteien wie die Lega Nord, die niederländische Freiheitspartei oder die SVP weitgehend wirtschaftsliberale Positionen vertreten.

Was verbindet nun die «Populisten» aller Parteien und Epochen? Sie wagen es, das Establishment anzugreifen und dafür das «Volk», die angeblichen oder tatsächlichen Interessen der stummen Mehrheit anzurufen. Umgekehrt kommt im Populismusvorwurf und in Begriffen wie «Wutbürger», «Modernisierungsverlierer», «Bildungsferne» die wenig kaschierte Verachtung der Eliten gegenüber der grossen Masse der Bevölkerung zum Ausdruck.

Was verbindet nun die «Populisten» aller Parteien und Epochen? Sie wagen es, das Establishment anzugreifen und dafür das «Volk», die angeblichen oder tatsächlichen Interessen der stummen Mehrheit anzurufen. Umgekehrt kommt im Populismusvorwurf und in Begriffen wie «Wutbürger», «Modernisierungsverlierer», «Bildungsferne» die wenig kaschierte Verachtung der Eliten gegenüber der grossen Masse der Bevölkerung zum Ausdruck.

Was verbindet nun die «Populisten» aller Parteien und Epochen? Sie wagen es, das Establishment anzugreifen und dafür das «Volk», die angeblichen oder tatsächlichen Interessen der stummen Mehrheit anzurufen. Umgekehrt kommt im Populismusvorwurf und in Begriffen wie «Wutbürger», «Modernisierungsverlierer», «Bildungsferne» die wenig kaschierte Verachtung der Eliten gegenüber der grossen Masse der Bevölkerung zum Ausdruck.

Inhaltlich bescheiden

Mit der Wahl des vom politisch korrekten Mainstream dämonisierten Trump ist bloss eine sorgsam überspielte Lebenslüge der Linken endgültig aufgeplatzt: Man ekelt sich schon länger vor der eigenen «Unterschicht», dem einfachen Volk, das die 68er noch als «Arbeiterklasse» verklärt hatten. Letztlich ist das Etikett «populistisch» als Kampfbegriff ebenso «populistisch» wie die politischen Mittel, die man beim Gegner anzuprangern vorgibt. Inhaltlich gibt die hysterische Worthülse wenig her. Sie dient sich jedem an, der zu bequem ist, eigenständig zu argumentieren, und wird wieder in der Versenkung verschwinden wie das vor ein paar Jahren hyperventilierend gebrauchte «neoliberal».

Was verbindet nun die «Populisten» aller Parteien und Epochen?

Krachen im Gebälk

Mit Alec von Graffenried haben die Stadtberner ausgerechnet den Spross einer Patrizierfamilie zum Favoriten für das Stadtpräsidium erkoren. Trotz der politischen Distanz zu seinen Ahnen schlägt er weit weniger aus der Familie, als es auf Anhieb scheint. *Von Michael Hug*



Macht und Einfluss im Hintergrund: Alec von Graffenried.



Aufstieg zum Schultheiss: Abraham von Graffenried.

Noch nie war das rot-grüne Bündnis in der Stadt Bern so stark wie seit dem letzten Wahlsonntag. Und noch nie war es so schwach. Die seit 24 Jahren mit absoluter Mehrheit regierende Linke gewinnt vier von fünf Regierungssitzen. Aber die tonangebende SP erleidet mit ihrer durchorchestrierten Kampagne für die Nachfolge von Stadtpräsident Alexander Tschäppät eine demütigende Niederlage. Ursula Wyss, die SP-Politikerin, die als erste Frau Berner Stadtpräsidentin hätte werden sollen, wird es mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht. Möglicherweise hat sie sich zum Zeitpunkt, in dem dieser Artikel erscheint, bereits selbst aus dem Rennen genommen, um den Schaden zu minimieren. Wahrscheinlich tritt sie aber Mitte Januar noch zum zweiten Wahlgang an. Entschieden hat sie nach Redaktionsschluss dieser Ausgabe.

Die städtische SP ist den Bernerinnen und Bernern zu machtbewusst geworden. Sinnbildlich für diese Entwicklung steht die makellose, stets kontrollierte Profipolitikerin Wyss. Wohl verfügt sie über einen imposanten Leistungsausweis, eine beträchtliche Hausmacht und einen routinierten Auftritt. Aber eine Politikerin der Herzen war die Frau mit dem gestrengen Charme einer Zahntante nie.

Legendenumwobener Stammvater

So weit, so normal. Jede politische Ära hat ein Verfallsdatum. Was der Wahl eine pikante Note verleiht, ist die Alternative zu Wyss: Mit Alec von Graffenried, 54, haben die Bernerinnen und Berner ausgerechnet den Spross einer alteingesessenen Patrizierfamilie auf den Schild gehoben. Einen Mann, dessen Stammbaum lückenlos bis ins 14. Jahrhundert reicht.

Vier Schultheissen schmücken seine Ahnengalerie. Die von Graffenrieds regierten schon an der Aare, als Bern noch der grösste Stadtstaat nördlich der Alpen war und die Herren im Rathaus diktatorisch über Ländereien vom Genfersee bis in den Aargau regierten. Lange ist es her. Im heutigen Bern geht es um Velostrassen, genossenschaftliche Wohnungen und ein Kulturzentrum, dessen Untermieter im periodischen Häuserkampf an der kommunistischen Weltrevolution arbeiten. Im neuen Gemeinderat endet das politische Spektrum am rechten Rand bei CVP-Polizeidirektor Reto Nause. Der voraussichtliche neue Stapi Alec von Graffenried politisiert bei den Grünen. Dass «liberal» für ihn kein Schimpfwort ist, reichte in der Bundesstadt aus, ihn zum Hoffnungsträger der gesamten Wählerschaft rechts der Mitte zu adeln.

Alec von Graffenried gehört zum sogenannten Burgistein-Zweig, von dem es noch rund 120 lebende Familienmitglieder gibt. In der Romandie gibt es noch wenige Nachfahren der Münchenwiler-Linie. Zwei weitere Stämme sind im 19. Jahrhundert ausgestorben. Als Stammvater aller Linien gilt der mit Salzhandel reich gewordene, legendenumwobene Niklaus, der in drei Ehen zwölf Kinder zeugte, mehrmals hohe politische Ämter bekleidete und ihrer dreimal wegen Verfehlungen auch wieder enthoben wurde. Niklaus, auf den die lodende Flamme im Familienwappen zurückgeht, hatte das für damalige Zeiten biblische Alter von 86 Jahren erreicht, als er 1554 starb. Einer seiner Enkel, Abraham von Graffenried, schaffte 1590 als erstes Familienmitglied den Aufstieg zum Schultheissen. Von nun an gehörten die von Graffenrieds bis zum Ende des Ancien Régime 1798 zum bernischen Patriziat. «Diese verwandtschaftlich eng verflochtene Gruppe von Geschlechtern schloss sich gegen die Konkurrenz neuer aufsteigender Familien mittels Schliessung des Berner Bürgerrechts und über geschickte Heiratspolitik immer mehr ab», heisst es in der jüngsten, vom Historiker Hans Braun verfassten Familiengeschichte.

«Regimentsfähige Familien»

Als die Vorherrschaft der Patrizier mit dem Einmarsch von Napoleon 1798 gebrochen und mit der neuen Bundesverfassung von 1848 endgültig beendet wurde, war dies zunächst ein Verlust von Privilegien. Dass es auch ein Gewinn neuer Freiheiten war, wussten erst spätere Generationen zu schätzen. Die politische Macht und die einträglichen Ämter hatten die einstigen «regimentsfähigen Familien» zwar verloren, aber dafür entfiel nun auch der Zwang zur standesgemässen Heirat nach Familienraison. Und die Berufswahl war nicht mehr auf das Regieren oder das Kriegshandwerk beschränkt. Seit 150 Jahren vermischen sich die früher strikt getrennten Welten. Einzelne Nachfahren wie der 2012 verstorbene Vermögensverwalter und Verleger Charles von Graffenried vermehrten ihre Besitztümer bis in die jüngste Zeit, einige verarmten völlig. Andere gehören inzwischen zum ganz normalen Schweizer Mittelstand, bewohnen etwa mit ihrer Patchworkfamilie ein eigenes Loft im Murifeldquartier und verdienen sich als Direktor für Immobilienentwicklungen bei der Losinger Marazzi AG ihr eigenes Geld – wie Alec von Graffenried.

Obwohl nicht mit goldenem Löffel im Mund geboren, spielte der grosse Name in seinem Leben eine wichtigere Rolle, als ihm lieb war. «Gerade weil ich einer von ihnen bin, gab ich mir besondere Mühe, möglichst normal zu sein», sagt von Graffenried. Neben Schule und Studium schob er in der Migros Einkaufswägel und liess sich auf dem Bau als Hand-

langer von den Gerüstbauern herumkommandieren. Zu seinem Freundeskreis gehörten Rockmusiker und Künstler, die auf der Bühne den mit ihm nicht direkt verwandten Berner Zeitungskönig Charles von Graffenried angriffen. Alec liess das «von» in seinem Namen weg, um Distanz zur Herkunft zu markieren. Der nähere Kontakt zu seinem Cousin André, einem ehemaligen Botschafter und heute nahen Vertrauten, oder zum Verlegersohn und Fotografen Michael sowie zur Verlegertochter und Schauspielerin Ariane von Graffenried, die ebenfalls in der alternativen städtischen Kulturszene verkehrten, entspannte sein Verhältnis zur Präposition im Familiennamen. Erst als Familienvater mit über dreissig Jahren kehrte Alec von Graffenried gewissermassen in den Schoss der Familie zurück und wurde Mitglied der «Familienkiste». Dieser seit 1720 bestehende Fonds wurde zur Unterstützung notleidender Familienmitglieder gegründet. Aus ihm werden heute auch Ahnenforschung, Ausbildungsbeiträge und Clanzusammenkünfte finanziert.

Jahrelang wischte Alec von Graffenried Fragen zu seiner Abstammung mit dem Hinweis beiseite, durch den frühen Tod seines Vaters, der Arzt war, habe sich auch der Nimbus der Vergangenheit aus seinem Leben verflüchtigt. Seinen Grossvater, den 1976 verstorbenen ehemaligen Burgergemeinde-Präsidenten Albrecht von Graffenried, hatte er als Jugendlicher noch erlebt. Dieser sass in mehreren Verwaltungs- und Stiftungsräten und verfügte über ein beträchtliches Mass an Macht und Einfluss im Hintergrund. Im Gegensatz zu seinem Enkel, der für Europa weibelt, gehörte er dem rechtsbürgerlichen Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz an und stand in Verbindung zu frontistischen Kreisen.

Trotz der politischen Distanz zu seinen Ahnen schlug Alec von Graffenried – auch zu seinem eigenen Erstaunen – weit weniger aus der Familie, als es auf Anhieb scheint. Wie viele seiner Namensvetter studierte er Recht und wurde bernischer Fürsprecher, bevor er 2000 als Regierungsstatthalter gewählt wurde – eine Funktion, deren Wurzeln auf die einstigen Landvögte zurückgehen. 2007 wechselte er zum Baukonzern Losinger Marazzi, wo er wie seine Vorfahren mit Immobilien geschäftet. Gleichzeitig schaffte er 2007 die Wahl in den Nationalrat. In der Stadt Bern gehört er zur Grünen Freien Liste, einer Gruppierung, die der später gegründeten Grünliberalen Partei inhaltlich nähersteht als der Grünen Partei, unter deren Dach sie auf kantonaler und nationaler Ebene politisiert. Mehr oder weniger offen sympathisierte er einige Zeit

mit einem Wechsel, trat dann aber kurz vor den Erneuerungswahlen im Sommer 2015 aus dem Parlament zurück, um sich auf Beruf und Familie zu konzentrieren. «Meine Kinder sollen einen Vater haben, der da ist», erklärte er. Von Graffenried lebt mit seiner zweiten Frau, der Psychologin Cornelia, und den beiden Kindern im Teenageralter zusammen. An den sonntäglichen Familientreffen stossen auch die beiden Kinder aus erster Ehe dazu. Er kocht und kauft meistens ein. Sie erledigt die Wäsche. Nun will er doch wieder in die Politik. Aber diesmal mit einem Vollzeitpensum.

Von Graffenrieds schwache Flanke

Die gelegentlichen Richtungswechsel, die oft lavierenden Stellungsbezüge, sein zuweilen flapsiger Auftritt als Grüner in Krawatte und Anzug: Seine inhaltliche Unfassbarkeit – er nennt es Differenziertheit – ist die schwache Flanke des Politikers Alec von Graffenried. Zumindes als sie noch beide im Nationalrat politisierten, stand er im Parlamentarier-Ranking der NZZ nur unwesentlich weiter rechts als Ursula Wyss. In Widerspruch zu ihrem Image politisiert auch die Sozialdemokratin auf dem rechten Flügel ihrer Partei. Aber in diesem Kampf um das Berner Stadt-

präsidium geht es nicht um inhaltliche Differenzen. Es geht um Faktoren wie Vertrauen, Authentizität und Volksverbundenheit. Keiner hat ein feineres Sensorium für diese Stimmungen als der abtretende Instinktpolitiker Alexander Tschäppät. Seit Jahren wird kolportiert, dass auch er nie warm geworden sei mit seiner designierten Nachfolgerin. Am Tag vor dem SP-Debakel an der Urne sorgte Tschäppät mit einem Selfie für einen Schock in seiner Parteizentrale. Unter der Zeile «Alex für Alec von Graffenried» strahlte der amtierende Stapi mit von Graffenrieds Wahlhelferin Rosa Losada in

die Kamera. Als er postwendend mit wütenden Reaktionen eingedeckt wurde, sorgte Tschäppät dafür, dass der Facebook-Eintrag rasch wieder gelöscht wurde. Wer ihn indes kennt, kann sich kaum vorstellen, dass der Eintrag ohne seine gütige Mithilfe zustande gekommen war.

Die Episode mag bedeutungslos sein, aber sie ist ein weiteres Indiz dafür, wie morsch die vermeintlich starke Rot-Grün-Mitte-Allianz in Bern in ihrem Inneren ist. Schon vor einem Jahr wurde der faktisch bereits erfolgte Bruch im Hinblick auf die Wahlen noch notdürftig gekittet. Setzt sich von Graffenried nun definitiv durch, dürfte es bei der ersten grossen Belastungsprobe definitiv krachen im Gebäck. ○



Alec liess das «von» in seinem Namen weg, um Distanz zur Herkunft zu markieren.



«Transformatorische Kraft»: Cédric Wermuth.

Raus aus dem Hamsterrad

Wir müssen das Wirtschaften, das Arbeiten und das Leben ändern: Cédric Wermuth fordert es im Papier, über das die SP Schweiz am Wochenende streitet. Verändern will er auch seine Partei, die er wohl schon bald führt. *Von Markus Schär*

Cédric Wermuth schweigt. Auf den Versuch, ihn übers Handy zu erreichen, simst er zurück: «Kommission». Dann taucht er ab; auf alle Anfragen für ein Gespräch, ob per Combox, Mail oder SMS kommt gar keine Reaktion mehr. Erst eine Woche später dann die Kurznachricht: «Für Interview muss ich im Moment passen.» Und auf Nachfrage eine Erklärung: «Ob Sie es glauben oder nicht, mein Schweigen hat rein administrative Gründe. Ich habe gerade unfreiwillig die Grenze von 150 Mails pro Tag geknackt, ich komme schlicht nicht mehr mit.»

Das kann man dem jungen Nationalrat, Berufsmann und Familienvater nachfühlen. Cédric Wermuth, «geboren am 19.02.1986 um 10.53 Uhr in Jegenstorf (BE)», wie er auf seiner Website in ungewohnter Detailverliebtheit schreibt, muss am Wochenende die heikelste Aufgabe seiner Politkarriere lösen: Er streitet am Parteitag der SP Schweiz um das Papier zur «Wirtschaftsdemokratie», mit dem die Genossen angeblich wieder zum Klassenkampf blasen. Und er rückt, wenn er sich durchsetzt,

endgültig ins Rampenlicht als Nachfolger von Parteipräsident Christian Levrat. Klar, dass er da jede semantische Feinheit und jede taktische Finte vorbereiten muss und dass er seine Agenda nicht verraten kann, schon gar nicht im Blatt des neoliberalen und/oder nationalkonservativen Klassenfeinds.

Ideen der Herrschenden

Wie Cédric Wermuth denkt, lässt sich also derzeit nicht erfragen, nur nachlesen. An Schriftlichem herrscht kein Mangel, von der Theoriezeitschrift über die Tageszeitung bis hin zum Twitter-Account. Der linke Vordenker, debattengestählt im Politologiestudium, im Think-Tank Denknetz und bei den Jusos, die er von 2008 bis 2011 führte, schreibt viel und auch recht gut, wenn er nicht zum Jargon seiner intellektuellen Zirkel abhebt. Und es lohnt sich, ihn zu lesen. Der Spott über die Realitätsferne des Wirtschaftspapiers fällt zwar leicht, wenn es etwa klagt, als ob es Apple, Google oder Facebook nicht gäbe: «Das kurzfristige und

kurzsichtige Renditedenken verhindert Qualität und Innovation.» Aber angesichts der Debatte in der linken Regierungspartei drängt sich Ernsthaftigkeit auf: Cédric Wermuth und seine Genossen (Pardon: Genoss*innen) schreiben, was in den rot-grünen Städten in Hunderttausenden von Köpfen wabert.

Damit spielten die Jungsozialisten, als sie 2009 mit ihrer Volksinitiative «1:12 – Für gerechte Löhne» zündelten: Sie gingen zwar in der Abstimmung mit nur 35 Prozent Ja unter, aber die Debatte machte die Jusos zur stärksten Jungpartei und brachte ihren Präsidenten 2011 mit 25 Jahren in den Nationalrat. Allerdings kämpfen sie auch mit dem, was in den Hirnen der werktätigen Masse wabert. Denn die herrschenden Ideen, weiss Cédric Wermuth nach ausgiebiger Marx-Lektüre, sind die Ideen der Herrschenden.

«Es geht immer um alles und das grosse Ganze», twitterte er zu einem Woz-Interview mit der Politologin Silja Häusermann über «linke Identitätspolitik»: «It's hegemony, stupid!» Der Kampfbegriff der «Hegemonie», also der

Luftthoheit über die Köpfe, stammt vom italienischen Kommunisten Antonio Gramsci, unter Mussolini im Gefängnis erdacht. Cédric Wermuth teilt seine Analyse, dass der Kapitalismus das Denken der Massen prägt – auch jenes vieler Sozialdemokraten: Die «Zentrumslinken» stärkten mit ihrem Einsatz im «Hamsterrad der Alltagspolitik» letztlich nur den Status quo. Was es dagegen brauche, schrieb er in einem Aufsatz zusammen mit dem Jusokumpel Pascal Zwicky, der bei der SP Schweiz das «Themenmanagement» führt: «ein linkes Hegemonialprojekt, das gegen die neoliberale Vorherrschaft in den Köpfen und Herzen der Menschen gerichtet ist».

Titos Jugoslawien als Inspiration

Ruft Cédric Wermuth also, hundert Jahre nach Lenin, wieder zur kommunistischen Revolution auf? Das nicht, er hat ja im Studium auch etwas von Geschichte mitbekommen, aber doch zu einer «grundlegenden Veränderung der Art und Weise des Wirtschaftens, des Arbeitens, des Lebens». Mit dem Papier zur Wirtschaftsdemokratie soll die SP als «transformatorische Kraft» den Anstoss dazu geben. «Demokratie ist letztlich ein Herrschaftskonstrukt», doziert der Vordenker in einem Gespräch mit *Neue Wege*, der Zeitschrift der religiösen Sozialisten. «Es ist der Versuch, Mitsprache der breiten Bevölkerung bei Fragen von Machtverhältnissen und materiellen Interessen nur in einem bestimmten Rahmen geschehen zu lassen.»

Das heisst für Nichtideologen: In der Politik gilt «One (wo)man, one vote», in der Wirtschaft aber «One share, one vote» – es geht ja um das Eigentum. Die Wirtschaftsdemokraten wollen es ändern: mit Mitbestimmung und Gewinnbeteiligung im Unternehmen (was das Volk 1976 mit 66 Prozent verwarf), mit Kantonalkassen und Energieversorgern in Volksbesitz (was seit dem 19. Jahrhundert gilt), mit dem Nutzen des «Machtpotenzials» der Pensionskassen (was die paritätische Verwaltung seit je möglich macht) oder mit dem Fördern von Genossenschaften für den Wohnungsbau (was in den rot-grünen Städten zu Günstlingswirtschaft führt).

Das kommt allen bekannt vor, die schon vor Cédric Wermuths Geburt links politisierten. In den siebziger Jahren schrieb der Philosoph Arnold Künzli zusammen mit den Autoren Peter Bichsel und Otto F. Walter für die SP Schweiz ein Programm, das von der Selbstverwaltung träumte, inspiriert von Titos Jugoslawien. 1981 blies die Partei das Gedankenexperiment zum Überwinden des Kapitalismus aber ab. Und 1984 setzten sich im Streit um die Wahl von Bundesrat Otto Stich die roten Funktionäre um Ulrich Gygi, Benedikt Weibel und Peter Siegenthaler durch: Sie stiegen auf ihrem Marsch durch die Institutionen in höchste Machtpositionen auf, gerade auch in den Staatsunternehmen. «Die Sozialdemokratie ist doch längst eine bürgerliche Partei», klagte Arnold

Künzli. «Sie hat sich mit dem bestehenden Wirtschaftssystem abgefunden.»

Kann Cédric Wermuth bei der Reprise nach 35 Jahren daran etwas ändern? Auch die Partei laufe Gefahr, «das demokratische Prinzip aus den Augen zu verlieren», warnt der Vizepräsident der SP Schweiz. «Die gesamte Parteienlandschaft entwickelt sich weg von den Volksparteien hin zu Organisationen von professionellen Mandatsträgern.» Die Politprofis, vor allem jene, die auf höchste Würden schielen, wenden sich denn auch wider das Ausrufen des Klassenkampfes.

Und doch stehen die Chancen für die Visionäre besser als 1981. Einerseits zeigen Jeremy Corbyn in Grossbritannien und Bernie Sanders in den USA, dass sich die Menschen für den Bruch mit dem System gewinnen lassen. Und andererseits befindet sich die SP Schweiz, die mit einem Fünftel der Wähler in der Regierung sitzen kann, also nicht um die Mitte kämpfen muss, ohnehin unter den sozialdemokratischen Parteien Europas am weitesten links. Ein wortgewaltiger Ideologe wie Cédric Wermuth bringt also viel – solange er die Mandatsträger nicht beim Verwalten des Systems stört.

Deshalb empfiehlt er sich als nächster Präsident. Der 30-Jährige kniet sich, bei aller Skepsis gegenüber dem parlamentarischen Hamsterrad, auch in die Dossiers. Und er führte als Co-Präsident der SP Aargau die Genossen zu einem der seltenen Siege: Bei den Grossratswahlen im Oktober legten sie fast um vier Prozent zu. «Unser Rezept war denkbar einfach», sagte der Chef-Agitator: «Wir gingen die Wähler direkt an, auf der Strasse bei Standaktionen, zu Hause am Telefon.» Christian Levrat zögerte nach

Der 30-Jährige kniet sich, bei aller Skepsis gegenüber dem Hamsterrad, auch in die Dossiers.

den Wahlen 2015 lange mit dem Entschluss, ob er die Partei nach dem Rechtsruck im Parlament nochmals vier Jahre führen wollte. Jetzt zeichnet sich ein «Marketing-Gag» ab, wie die *Aargauer Zeitung* meldet: Die Juso-Kumpel in der Parteizentrale hecken Pläne aus, Cédric Wermuth in der heissen Wahlkampfphase, also Ende 2018 oder Anfang 2019, ins Präsidium zu hieven.

Aber eben: Vorerst gibt sich der Hoffnungsträger bedeckt. Er weiss, dass sich das neue Denken im Alltag durchsetzen muss. Deshalb trat er nach dem verspäteten Lizenziat einen Job bei einer Werbeagentur für NGOs an: «Wir haben relativ flache Hierarchien, die Lohndifferenzen sind entsprechend klein. Ich merke, diese Strukturen entsprechen mir.» Und deshalb kümmert er sich um seine Tochter während der Herbstsession über Mittag auch im Marzilibad. Die Einjährige strebte bei ihren Gehversuchen zielsicher auf den Coca-Cola-Automaten zu. ○

Finanzplatz

Quer-Banker

Seit dreissig Jahren befeuert Martin Janssen die Debatten.

Als Bankenprofessor an der Uni Zürich ist Martin Janssen ein bekannter Querdenker. Obwohl er seit ein paar Jahren emeritiert ist, gibt er weiterhin Vorlesungen. Schätzungsweise 15 000 Studenten sind im Laufe der Jahre durch seine Schule gegangen.

Gewagte Expeditionen

In der Öffentlichkeit weniger bekannt ist Martin Janssen als Unternehmer. Weil ihm die Uni vor dreissig Jahren keine unternehmerischen Aktivitäten unter dem Dach der Akademie erlauben wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als Ecofin zu gründen.



Martin Janssen.

Janssens Firma vereint heute unter ihrem Dach rund vierzig Mitarbeiter, eine Beratungssoftware für den Einsatz im Beratungsalltag bei Banken, eine Pensionskassenberatung mitsamt eigener Sammelstiftung sowie einen kleineren unabhängigen Vermögensverwalter.

Als Finanztüftler hat Janssen bereits früh mit Ideen experimentiert, deren Zeit erst jetzt gekommen scheint: Vor zehn Jahren betrieb Ecofin gemeinsam mit der NZZ eine automatisierte Anlageberatung, wie sie heute unter dem Stichwort «Robo-Advisor» bekannt ist. Doch als es darum ging, den Kunden direkt auch die Umsetzung der Anlagepolitik mitzuliefern, zogen die Partner nicht mehr mit.

In Zusammenarbeit mit einer Schweizer Grossbank hatte Janssen ein paar Jahre zuvor eine anonyme Internet-Transaktionswährung entwickelt, die an den heutigen Bitcoin erinnert. Gerüchteweise stellte die Schweizerische Nationalbank (SNB) den privaten Konkurrenten unter scharfe Beobachtung. Jedenfalls gab die Partnerbank das Projekt auf, bevor es konkret wurde.

Seinem Ruf waren solch gewagte Expeditionen in unerforschte Gebiete förderlich. Jedenfalls war der amtierende SNB-Präsident Thomas Jordan letzte Woche am 30-Jahre-Jubiläum von Ecofin des Lobes voll für Janssens Leistung.

Florian Schwab

Sex, Politik und Müssen im Schaumbad

Als Chef der *Schweizer Illustrierten* brachte Peter Rothenbühler Licht ins Privatleben von Politikern, Sportlern und Showgrößen. Nun blickt er zurück. Seine Autobiografie ist ein süffig geschriebenes Stück Schweizer Zeitgeschichte. Von Rico Bandle

Es greift nicht zu hoch, wenn sich Peter Rothenbühler selbst als «Erfinder des Schweizer People-Journalismus» bezeichnet. In der *Schweizer Illustrierten* zeigte er in den 1980er Jahren Bundesräte und Skistars von einer Seite, die dem Land bislang verborgen war: als stolze Eltern, mit Ehefrauen, in der heimischen Stube. Was Rothenbühler damals erlebte, aber auch der Weg dahin, liest sich in seiner Autobiografie wie eine Geschichte der Schweiz als Boulevardstück. Im Zentrum des Geschehens: Ringier-Chefpublizist Frank A. Meyer, erst Mentor und Förderer Rothenbühlers, dann erbitterter Widersacher. «Meyer stand dauernd hinter mir, ich brachte ihn nicht los», sagt er. Das sei ihm auch erst während des Schreibens bewusst geworden. Auch wenn es keineswegs Rothenbühlers Charakter entspricht, Leute schlecht aussehen zu lassen, so ist das Buch doch voller aufsehenerregender, zum Teil auch brisanter Anekdoten.

Büro Cortesi — Der Mittelpunkt der Welt war in den 1960er Jahren nicht Paris, sondern Biel. Zumindest für den jungen Pfarrerssohn Peter Rothenbühler. Im Café «Odéon» an der Bahnhofstrasse traf sich die junge Intelligenzija, Rothenbühler war mit sechzehn fast täglich da. Zwei linke Publizisten, **Mario Cortesi** und **Frank A. Meyer**, die mit ihren Ferraris, Jaguars oder Maseratis vorfuhren, bildeten die Bohème. Die beiden führten ein Journalismusbüro, das Zeitungen in der ganzen Schweiz mit Artikeln belieferte: das Büro Cortesi. Frank A. Meyer, kurz FAM, holte Rothenbühler, als dieser einundzwanzig Jahre alt war. «Wir waren überzeugt, dass wir gerade dabei waren, den Journalismus für die Schweiz neu zu erfinden. Was nicht einmal so falsch war. Wir erfanden das Recherchieren, das Nachfragen, wo andere nur berichteten», schreibt Rothenbühler. Jeder im Büro verfasste täglich bis zu drei Beiträge, selbstverständlich in allerhöchster Qualität und für niedrigste Bezahlung (ausser Frank A. Meyer natürlich).

Trotzdem blieb noch Zeit für anderes, vor allem für Frauen, die im Büro hin- und hergereicht wurden: «Frank hat die Frauen umworben, dusselig geredet, abgeschleppt. Cortesi hat sie ihm – wenig später – weggeschnappt.» Und weiter: «Im legendären Büro Cortesi war Sex fast so wichtig wie Politik. Wir lebten in den verrückten Jahren von «Make love, not war», Woodstock, Kommunen, Kinderläden,



Eisbrecher: Journalist Rothenbühler, 68.

Pariser Mairevolution und so weiter. Alles sprach von der Pille, von Gruppensex, Orgasmus und der sexuellen Revolution. Auch Homosexualität war kein Tabu mehr, vielmehr total hype.» Das Büro sei wie eine Kommune gewesen, es habe eine sektenartige Verbundenheit geherrscht. Rothenbühler ist einerseits voller Lob für die journalistische Pionierarbeit, andererseits berichtet er auch von «Gruppendruck» und «Terror gegen Andersdenkende». 1980 verliess Frank A. Meyer das Büro in Richtung Ringier, dann auch Peter Rothenbühler.

Frank A. Meyer — Sein Entdecker und Mentor spielt im gesamten beruflichen Leben Rothenbühlers eine zentrale Rolle. Das Verhältnis zu ihm reichte von anhimmelnder Bewunderung – «er wurde so etwas wie ein grosser Bruder, vielleicht sogar eine Art Vater für mich» – bis zu offener Feindschaft. Der grosse Widerspruch Meyers stach dem jungen Rothenbühler sofort ins Auge: «Da bringt es

einer fertig, den ganzen Tag sozialistisch daherzureden, führt aber schon mit dreiundzwanzig ein Leben wie ein Bourgeois, mit Kaschmirpulli, Rolex, Jaguar und Fahrerhandschuhen. Und keiner weiss, wie er das finanziert.» Meyer verfüge über «ein Selbstbewusstsein, wie es nur Staatsmänner oder grosse Künstler haben», schreibt Rothenbühler. «Er parkte seinen blauen Ferrari direkt vor dem Bundeshaus, links neben dem Haupteingang, und marschierte mit Sonnenbrille und *Poschettli* in die heiligen Hallen des ehrwürdigen Hauses.»

Meyer wurde zum einflussreichsten Strippenzieher in Bundesbern: Er war gleichzeitig Chefpublizist des mächtigen Ringier-Verlags und engster Berater mehrerer Bundesräte, die sich ihm gern auslieferten. Meyer holte Rothenbühler zu Ringier, förderte ihn, um ihn später zu sabotieren, als er mit der *Schweizer Illustrierten* zu erfolgreich geworden war. Als Rothenbühler bereits als Chefredaktor des *Blicks* feststand – damals die Krönung jeder Journalistenkarriere

–, wusste dies Meyer noch mit einer spektakulären Intervention bei Verleger Michael Ringier zu verhindern.

Meyers Bundesräte — Zu vier Bundesräten pflegte Frank A. Meyer besonders enge Kontakte: **Hans Hürlimann**, **Willi Ritschard**, **Adolf Ogi** und **Flavio Cotti**. Ritschard habe fast jeden Morgen mit Meyer telefoniert und ihn um Rat gefragt. «[Ritschards] Sohn Rolf hat damals Frank A. Meyer offenbart, dass Willi Ritschard ihn so sehr ins Herz geschlossen habe, dass er ihn zu Hause stets «mein Sohn in Bern» genannt hatte.» Den Bundesratskandidaten Ogi habe Meyer «fast viertelstündlich gecoacht». Rothenbühler: «Ich erinnere mich an ein Abendessen bei Meyer, wo Kandidat Ogi mindestens dreimal angerufen hat.» Meyer sei ein «Kontaktgenie», schreibt Rothenbühler, einer, der mächtige, aber etwas unsichere Menschen wie kein anderer rühmen und einseifen könne. «Ein zehnminütiges Gespräch mit Meyer, und man fühlt sich wie Muhammad Ali.» Damit hatte Meyer mehrere Bundesräte an der Angel, den Verleger **Michael Ringier**, später auch deutsche Politgrößen wie den einstigen Bundeskanzler **Gerhard Schröder**.

Meyers Einfluss war enorm: Dass er Ogi im Vorfeld der EWR-Abstimmung den verhängnisvollen Rat gegeben haben soll, sich für ein EU-Beitritts-gesuch starkzumachen (was als entscheidend für das knappe Volksnein gewertet wird), wurde schon mehrfach kolportiert. Im Buch finden sich weitere Anekdoten: Meyer soll die Fichenaffäre ausgelöst und **Moritz Leuenberger** den Weg in den Bundesrat geebnet haben. Und – besonders pikant – er soll Cotti empfohlen haben, **Thomas Borer** zum Schweizer Botschafter in Berlin zu ernennen. Jenen Thomas Borer, den Ringier mit Frank A. Meyer später mit einer Schmierenkampagne um den Job brachte.

Nicht immer hatte Meyer Erfolg, wie Rothenbühler schreibt: «Wenn sie [die Boulevardpresse] einen Politiker zu stark empfiehlt, riskiert dieser sogar, durchzufallen, das zeigte

«Auch Homosexualität war kein Tabu mehr, vielmehr total hype.»

auf eklatante Weise das Beispiel der «Ringier-Kandidatin» **Lilian Uchtenhagen**. Und wenn die Boulevardpresse einen Politiker allzu massiv bekämpft, stärkt sie ihn nur, siehe Blocher. Siehe auch **Otto Stich**.»

Ringier — 1981 stiess Rothenbühler zu Ringier. Er stieg als Chef der Entwicklungsgruppe ein, ab 1983 war er Chefredaktor des *Blicks für die Frau*, dann des *Sonntagsblicks*, am Ende der *Schweizer Illustrierten*. Alles, was Rothenbühler

anpackte, wurde «ein voller Erfolg» (ein häufiger Satz im Buch, nicht ganz zu Unrecht).

Einige der vielen Personen, über die Rothenbühler Anekdoten zu erzählen weiss, stechen besonders heraus. Zum Beispiel **Hanspeter Lebrument**, der Chefredaktor der gescheiterten Ringier-Zeitschrift *Woche* war. Lebrument sei kaum je anwesend gewesen, da dauernd im Militär. Ein «peinliches Zwischen-spiel» habe der Mann abgeliefert, der später in der Südostschweiz zum Medizinen aufstieg. Den talentierten **Jörg Kachelmann** holte Rothenbühler zum *Sonntagsblick*, dann als seinen Stellvertreter zur *SI*, bis sich dieser unter Vortäuschung einer Krebsdiagnose davonmachte, um sein eigenes Wetterunternehmen zu gründen. Kabarettist **Emil Steinberger** boykottierte die Ringier-Presse eine Weile lang. Der Grund: Er war gekränkt, weil der *Blick* zu seinem Circus-Knie-Engagement die harmlose Schlagzeile geliefert hatte: «Emil als Nummerngirl». Der im Stolz getroffene Humorist sagte: «Es geht nicht, dass man ernsthafte Bemühungen mit solchen Titeln ins Lächerliche zieht.» Steinberger und Rothenbühler sind dann «gute Freunde geworden» – auch das ein sehr häufiger Satz im Buch, der viel über die Persönlichkeit und die Arbeitsweise des People-Journalisten Peter Rothenbühler aussagt. **Kurt Felix**, **Rolf Knie** oder **Art Furrer** gehören auch zu diesen Freunden. Über Michael Ringier heisst es, er habe «ein sonniges Gemüt und tolerantes Wesen, kann eigentlich nie böse werden, auch wenn er unter Einfluss seines Freundes FAM steht».

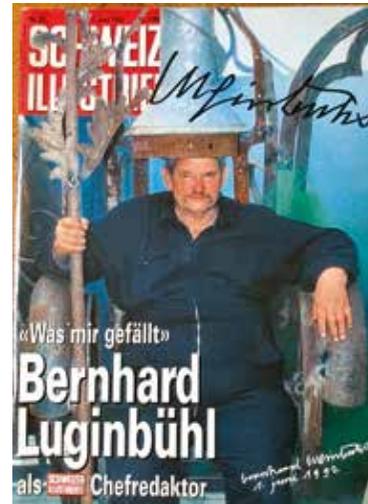
Schweizer Illustrierte — Es ist das grosse journalistische Kabinettstück, wie Rothenbühler das hochdefizitäre, schlechtgelaunte, aber angesehene Reportagemagazin *Schweizer Illustrierte* zu einem hochrentablen People-Magazin machte, das die Leute immer nur im

besten Licht und im privaten Umfeld zeigt. Das Konzept war einfach: «Bei Aussergewöhnlichen interessiert das Gewöhnliche, bei Gewöhnlichen das Aussergewöhnliche.» Jede Geschichte musste positiv ausgehen. Etwas völlig Neues in der Presselandschaft: Miss

Schweiz im Schaumbad, Bundesrat **Adolf Ogi** beim Wandern, ein Spitzenmanager in der Sauna, **Paola** und **Kurt Felix** bei der Heirat oder **Maria Walliser** bei allem (««Maria verliebt», «Maria verlobt», «Maria heiratet», «die Hochzeit», «Maria schwanger», jedes Mal ein Rekordverkauf»). Zum Standardtitel wurde «ganz privat» beziehungsweise «zeigt sein Baby». Die *SI* unter Rothenbühler machte bald mehr Gewinn als alle andern Ringier-Titel zusammen. Dem Politmenschen Frank A. Meyer passte dies überhaupt nicht. Er monierte «die Abschaffung des Journalismus unter Vortäuschung desselben». Rothenbühler, durch den Erfolg in einer starken Position, untersagte Meyer fortan, sich in die Führung der *SI* einzumischen. Meyer rächte sich mit Liebesentzug, später unterband er seinem ungehorsam gewordenen Lehrling den Zugang zur *Blick*-Chefredaktion.

Politik — Zu den häufigsten Prominenten in Peter Rothenbühlers Blättern gehörte der Kandersteger Bundesrat **Adolf Ogi**. Aber nicht nur Frank-A.-Meyernahe Politiker kamen gross ins Blatt, auch dessen Erzfeind **Christoph Blocher**. Nach dem EWR-Nein war Blocher im Hause Ringier so etwas wie der «leibhaftige Teufel», Meyer nannte ihn in seinen Kolumnen bloss noch «Führer». Es herrschte die Order, man dürfe Blocher

nie recht geben, solle ihn wenn möglich totschweigen. Rothenbühler hielt sich nicht daran. Er machte Homestories in Herrliberg, redete mit Blocher über seine Zweifel, wie er bei seinem Bruder Gerhard Rat hole. Und musste dafür intern heftig Prügel einstecken. Rothenbühlers Ausführungen zu Blocher sind



Immer positiv: Schweizer Illustrierte.

auch ein Lehrstück dafür, wie sich jemand verhalten sollte, der zu allen Leuten ein gutes Verhältnis haben möchte: Einerseits bringt er den umstrittensten Politiker des Landes positiv ins Blatt, andererseits sagt er dann doch, er halte Blocher für alles andere als harmlos.

Bemerkenswert ist eine Episode mit **Doris Leuthard**. Als Rothenbühler schon lange Ringier verlassen hatte, aber noch immer als *SI*-Kolumnist amtierte (was er bis heute tut), rühmte er die magistralen Auftritte von Bundesrätin **Simonetta Sommaruga**, «immer in sehr elegant-nüchterner Aufmachung, bei deren Anblick keiner auf falsche Gedanken kommt». Und er fügte an: «Kuscheln würde man, wenn schon, lieber mit ihrer Kollegin Doris Leuthard.» Die Reaktion aus dem Departement Leuthard liess nicht lange auf sich warten. Die Chefin habe es satt, mit sexistischen Sprüchen belästigt zu werden, sie verlange eine Entschuldigung, hiess es. Zumindest solle die *SI* als Wiedergutmachung Leuthard in der Rubrik «Rose und Kaktus» eine Rose für ihre Energiepolitik verleihen. Rothenbühler lehnte ab, die *SI*, längst unter einer neuen Chefredaktion, knickte ein und gewährte diese erkaufte Rose.

Nicolas Sarkozy — Im Jahr 2000 verliess Rothenbühler die *Schweizer Illustrierte*. Nach kurzen Abstechern bei **Roger Schawinski** *Tele 24* und der *Gesundheit Sprechstunde* übernahm er in Lausanne die Chefredaktion der Westschweizer Boulevardblätter *LeMatin* und *Le Matin Dimanche*. Unter ihm machte der defizitäre *Matin* nach vielen Jahren wieder Gewinn. Die spektakulärste Story betraf für einmal nicht die Schweiz: *Le Matin* berichtete weltexklusiv über die Trennung des Vorzeigepaars **Nicolas Sarkozy** (damals französischer Innenminister) und **Cécilia**. Zu jener Zeit war es in Frankreich noch tabu, über amouröse Eskapaden von hohen Politikern zu schreiben. Rothenbühler hielt sich nicht daran, von der Schweiz aus hatte er keine Konsequenzen zu befürchten. Damit schrieb er französische Pressegeschichte: Der Fall wirkte als Eisbrecher, seither berichten auch französische Blätter über die Bettgeschichten ihrer Präsidenten.



Peter Rothenbühler:
Frösche küssen – Kröten schlucken.
Erinnerungen des Erfinders
des People-Journalismus.
Werd-Verlag, 412 S., Fr. 39.–

Kleine Rebellen

Wenn Kinder und Jugendliche sich störrisch aufführen, setzen Eltern und Lehrpersonal alles daran, das unangepasste Verhalten zu korrigieren. Untersuchungen zeigen jedoch: Widerstand zu leisten, ist eine Kompetenz. Von Allan Guggenbühl

Die Sonne strahlt, überall Grün, Weizenfelder voller Mohnblumen, Kumuluswolken ziehen über den blauen Himmel. Vater und Mutter brechen mit ihrem fünfjährigen Sohn Diego und ihrer zweijährigen Tochter Rebecca zu einem Spaziergang auf. Geplant ist eine kleine Tour einen Bach entlang und dann zum Höhenweg am Waldrand. Die Stimmung ist gut, als man zusammen mit einer befreundeten Familie vom breiten Weg auf den Pfad zum Waldrand hinauf abbiegt. Die Sonne durchdringt die Baumkronen, während man eifrig Erinnerungen austauscht und politisiert. Plötzlich schreit die Mutter: «Wo ist Diego? Er war doch eben noch hinter mir!» Der Vater rennt zurück zur Abbiegung beim Bach. Diego muss sich verlaufen haben. Weder beim Bach noch in unmittelbarer Nähe ist er zu finden; kein Diego nirgends. Die Stimmung ist düster, wurde er entführt? Eine Suchaktion wird gestartet. Während die Mutter den Bachweg hinunterteilt, beschliesst der Vater, den Weg den Bach entlang weiterzugehen. Tatsächlich: Nach drei Kurven sieht er seinen Sohn seelenruhig den Weg weiterschreiten, den sie verlassen hatten. Der Knabe reagiert irritiert, als ihn sein Vater zur Rückkehr auffordert. Er hatte für sich beschlossen, dass er nicht den schmalen Waldpfad, sondern den Bachlauf entlanggeht. Die Pläne der Eltern waren ihm egal, und die Aufregung seiner Eltern ist für ihn nicht nachvollziehbar.

Wie jeder Vater, jede Mutter und natürlich auch Lehrpersonen wissen: Kinder befolgen nicht immer brav unsere Anweisungen. Sie setzen eigene Akzente, provozieren, missachten Regeln, irritieren und wagen Unternehmungen, denen wir nie zustimmen würden. Oft machen sie Unerlaubtes: Ein elfjähriger Knabe «lieh» heimlich den Schlüsselbund des Hauswirts (oder Facility-Managers) aus, weil er eine Erkundungstour der Kellerregionen des Schulhauses beabsichtigte. Ein neunjähriges Mädchen weigerte sich dezidiert, weiter die Schule zu besuchen, nachdem die Lehrerin es bei einer Frage an eine Schulkollegin verwiesen.

Oft ist es uns peinlich, wenn Kinder oder Jugendliche unsere Anweisungen missachten. Eine Mutter schämte sich zu Tode, als sich ihre Tochter partout weigerte, ihrer Chefin die Hand zu geben. Ein Vater war verärgert, als sein

Sohn sich mit einem Cousin in einem Estrichabteil einsperrte, um ein drohendes Game-Verbot zu umgehen. Empört ist man, wenn die Tochter einen als «Schlampe» bezeichnet oder der Sohn heimlich Geld aus dem Portemonnaie stibitzt. Droht der Sohn oder die Tochter eine kriminelle Karriere einzuschlagen?

Diener des eigenen Nachwuchses

Störrische Kinder bringen auch den Schulunterricht durcheinander. Sie verhalten sich trotz Klassenregeln unruhig, stehen immer wieder auf, unterbrechen die Lehrperson oder stören den Unterricht durch spezielle Aktionen. Ein Knabe trat, in Badehose gekleidet, nach der Mittagspause vor die Klasse, war mit Schnorchel und Taucherbrille bewaffnet und rief seinen Schulkollegen zu: «Packt eure Sachen zusammen, wir gehen alle im nahen Weiher baden!»

Es gibt Erklärungen für störrisches Verhalten. Vermutet wird Verwöhnung. Das Verhalten wird auf mangelnde erzieherische Anstrengungen zurückgeführt. Die Eltern haben zu oft nachgegeben, keine Grenzen gesetzt. Die Wünsche der Söhne oder Töchter standen im Vordergrund und nicht notwendige Anpassungsleistungen. Die Kinder sind es gewohnt, ihre Ansprüche durchzusetzen, und respektieren das Wort «nein» nicht. Die Eltern wurden zu Dienern des eigenen Nachwuchses.

Eine andere Erklärung sieht im störrischen Verhalten den Ausdruck einer latenten Spannung in der Familie oder Klasse. Das Kind stört, weil es sich nicht wohl fühlt und innerlich mit einem eigenen oder familiären Problem ringt. Ein Mädchen ärgert seine Mutter, weil es in der Schule gemobbt wird oder sich ungerecht behandelt fühlt.

Störrisches Verhalten kann auch eine Reaktion auf Überbetreuung sein. Die Kinder wollen aus dem Käfig ausbrechen, in den sie die Erwachsenen sperren. Jede Minute der Freizeit ist verplant, die Erwachsenen sind permanent präsent, und jeder Zwischenfall löst ein Drama aus. Der kleinste Vorfall auf dem Pausenplatz hat Klassengespräche, die gelbe Karte, einen Brief nach Hause oder einen Eintrag bei der Lehrperson zur Folge. Das störrische Verhalten ist Ausdruck des Wunsches, endlich mal von diesen überbesorgten Eltern und

Kinder sind Persönlichkeiten, die sich früh ihren eigenen Weg suchen.



Helfen Appelle, Gespräche und faire Angebote nichts, dann setzen Erwachsene Machtmittel ein.

Lehrpersonen in Ruhe gelassen zu werden.

Das störrische Verhalten kollidiert mit der Pflicht der Erwachsenen, Kinder zu erziehen. Als Mutter oder Vater muss man dem Sohn oder der Tochter Anstand und soziale Kompetenzen beibringen. Gäste müssen begrüsst werden, auf Fragen gibt man Antwort, und in der Schule verzichtet man auf unerwünschte Show-Einlagen. Leistungsverweigerungen, Lehrerbeschimpfungen und Schwänzen sind nicht akzeptabel.

Verhalten sich Kinder oder Jugendliche renitent, dann gilt es zu intervenieren. Die häufigste Reaktion ist der Appell. «Sei doch so lieb und hilf deiner Schwester beim Abräumen», flüstert die Mutter und beugt sich zu ihrem Sohn hinab. Sie versucht, an seine Vernunft zu appellieren. Das empathische Gespräch wird als Mittel empfohlen, Störenfriede zu beruhigen. Jedes Kind sei einsichtig, wenn man Geduld habe, auch wenn es dazu ein Sit-in braucht. Viele Kinder geben tatsächlich ihren Widerstand auf. Eine erfolgversprechendere Strategie ist, zu verhandeln. Man macht den kleinen Rebellen ein Angebot. «Wenn du bereit bist, uns beim Einkaufen zu helfen, dann darfst du heute Abend fünf Minuten länger gamen!» Helfen Appelle, Gespräche und faire Angebote nichts, dann setzen Erwachsene Machtmittel ein. Das Kind wird genauer unter die Lupe genommen, eine Untersuchung durchgeführt und eine Diagnose gestellt. Oft wird ein Verhalten als «untragbar» bezeichnet. Einzelgespräche, Psy-

chotherapie und Verhaltenstraining können die Folge sein. Es muss lernen, die Lehrperson nicht durch doofe Sprüche zu unterbrechen oder sich dem Befehl, vor die Türe zu gehen, nicht zu widersetzen.

Weg voller Dramen und Überraschungen

Alle diese Interpretationen und Massnahmen sind verständlich und können richtig sein. Das störrische Verhalten kann jedoch noch eine weitere Bedeutung haben: Widerstand zu leisten, ist auch eine Kompetenz. Das Kind oder der Jugendliche demonstriert die Fähigkeit, einen eigenen Weg zu beschreiten und sich von den Ansprüchen der Umgebung zu distanzieren. Es denkt selbständig und passt sich nicht nur an. Störrische Kinder erreichen darum gemäss Untersuchungen später höhere Berufspositionen und verdienen mehr als angepasste Kinder. Sie werden von ihren eigenen Ideen angetrieben.

Wenn Kinder oder Jugendliche sich störrisch verhalten, sind für Eltern und Lehrpersonen Auseinandersetzungen angesagt. Kinder sind irritiert, wenn Erwachsene nicht reagieren, kuschen und sich damit aus der Verantwortung stehlen. Das rebellische Verhalten erfüllt eine Doppelfunktion: Das Kind will seinen Autonomiegrad ausloten. Es wagt ein Experiment, indem es versucht, eine Idee oder

ein Gefühl umzusetzen. Gleichzeitig erwarten jedoch die meisten Kinder, dass die Erwachsenen irgendwie darauf reagieren. An den Reaktionen der Erwachsenen lesen sie ab, wie weit sie ihre Umgebung beeinflussen und Handlungen selber steuern können. Die Erwachsenen haben die Aufgabe, einen Gegenpol zu bilden, damit das Kind die Bedeutung der eigenen Aktionen besser abschätzen kann.

Bei vielen Kindern ist das Aufwachsen nicht ein geradliniger Prozess, sondern ein Weg voller Dramen und Überraschungen. Ruhige Phasen werden durch stürmische Zeiten abgelöst. Zeiten des Abtauchens wie auch der Rebellion sind normal und nicht zwingend ein Zeichen, dass das Kind später eine schwierige Persönlichkeit haben wird.

Vielfach brauchen Kinder solche

Erfahrungen, um sich innerlich zu ordnen und sich selbst zu begreifen. Es ist Aufgabe der Erwachsenen, mitzuspielen und die Gegenspieler zu markieren, ohne gleich die Beziehung abzubrechen oder die Wertschätzung zu entziehen. Schliesslich werden Kinder nicht durch uns geformt, sondern präsentieren sich früh als Persönlichkeiten, die sich ihren eigenen Weg suchen.

«Packt eure Sachen zusammen, wir gehen alle im Weiher baden!»

Allan Guggenbühl ist Psychologe und Autor zahlreicher Bücher zum Thema Jugendgewalt und Konfliktmanagement.

Grösser träumen

Drei Journalistinnen, ein Partygirl, eine Modeeinkäuferin haben es bereits geschafft: eine echte Prinzessin zu werden. Als Nächstes könnte wieder einmal eine Schauspielerin am Zug sein. Aber wie angelt man sich einen Prinzen? Wir verraten Ihnen die Tricks. *Von Claudia Schumacher*

Ich schmeisse alles hin und werde Prinzessin? Ein scherzhafter Gedanke, den die eine oder andere Frau schon einmal gefasst hat, wenn im Job und auch sonst im Leben mal wieder alles schief lief. Aber: warum sich selbst mit Scherzen aufhalten? Beatrice Borromeo, Letizia Ortiz, Mette-Marit, Elisabetta Maria Rosboch von Wolkenstein, Kate Middleton und als Nächstes vielleicht Meghan Markle: In den letzten Jahren haben einige Frauen einfach ernst gemacht und sind Prinzessinnen geworden. Was können wir von diesen Vorbildern lernen?

Der Angst ins Gesicht lachen — Wer hätte das gedacht! Mit 18 Jahren liegt die aufmüpfige Italienerin Beatrice Borromeo allein in ihrer kleinen Mailänder Wohnung. Sie hat sich mit ihren adligen Eltern überworfen, starrt an die Decke – und driftet weinend in eine Depression ab. 12 Jahre später, im Jahr 2015, hat sie die Krise mehr als nur überwunden: Bea ist eine aufsehenerregende Journalistin geworden, die sich mit der Mafia anlegt. Sie ist jetzt ausserdem so schön, dass sie von Chanel auf den Laufsteg geschickt wird. Und, ach ja: Sie ist neuerdings Prinzessin, Nachname Casiraghi. Wie sie das gemacht hat? Zuerst einmal hat sie aufgehört, sich selbst zu bemitleiden, ist aus dem Bett gestiegen und hat ihren Dämonen den Hals umgedreht. Sie begriff, was in ihr steckte, und machte das Beste daraus. «Prinzessin Courage» und «die mutigste Prinzessin der Welt» wird die Neu-Monegassin von der Presse genannt. Für den Dokumentarfilm «Lady 'Ndrangheta» interviewte sie die Frauen von Mafiabossen, eine gefährliche Recherche. Heute ist die Frau des schmucken, zwei Jahre jüngeren Pierre Casiraghi mit dem ersten gemeinsamen Kind schwanger.



Sie lernte Gustaf als Chef-Hostess bei den Olympischen Spielen kennen.

Das Richtige tun — Ebenso wie die neue Casiraghi sind auch Elisabetta Maria Rosboch von Wolkenstein, die 2014 den belgischen Prinzen Amedeo heiratete, und die heutige Königin Letizia von Spanien gelernte Journalistinnen. Letizia hat heute keine Zeit mehr für den Journalismus, aber er dürfte nicht ganz unschuldig daran sein, dass sie zuerst Prinzessin und dann sogar Königin wurde: Macht man sich wie sie als Journalistin bei verschiedenen Zeitungen



Neuerdings Prinzessin: Beatrice Borromeo, Pierre Casiraghi.

und Fernsehsendern einen Namen und steht in der Öffentlichkeit, kommt man auf die richtigen Partys und lernt die wichtigen Leute kennen, unter denen womöglich auch ein Prinz steckt. So traf Letizia auf ihren Felipe bei einem Dinner. Bei der Frage, ob man das Richtige tut, um sich eine Zukunft als Prinzessin oder Königin zu sichern, geht es aber weniger um die Tätigkeit an sich als vielmehr darum, an den richtigen Ort zu gelangen. Deshalb muss es natürlich nicht der Journalismus sein und auch nicht das Schauspiel wie bei Grace Kelly und Meghan Markle. Durchaus kann auch ein Hostessen-Job zum Ziel führen: So lernte Silvia von

Schweden, geborene Sommerlath, ihren König Carl XVI. Gustaf in ihrer Funktion als Chef-Hostess bei den Olympischen Spielen kennen. Und klar, man kann auch einfach pures Glück haben, wie das alleinerziehende Par-

tygirl Mette-Marit, das vor 16 Jahren auf einem Festival in seiner Heimatstadt einfach über den norwegischen Prinzen stolperte.

Dranbleiben — Nun kann es sein, dass man sich zwar einen Prinzen geangelt hat, aber der Kostbare wieder vom Haken hüpfte. Das heisst nicht, dass man jetzt keine Prinzessin mehr werden kann, aber es heisst mit Sicherheit, dass diese Prinzessin im Feuer geschmiedet werden muss. Die Wiederverführung eines abgesprungenen Mannes gehört zu den schwierigsten Prüfungen der weiblichen Angeltechnik – zumal, wenn die Weltöffentlichkeit dabei zusieht und einen in Schadenfreude und Mitleid zu ertränken droht. Aus diesem teuflischen Spiel ist bisher nur eine Frau als eiserne Prinzessin siegreich hervorgegangen: Catherine, Duchess of Cambridge, ehemalige Kate Middleton. Sie hatte sich halt auch mit dem allerdicksten Fisch angelegt: Prinz William ist der Zweite in der britischen Thronfolge und gehört dem berühmtesten Königshaus der Welt an. Die bei-

den waren 25 Jahre alt, als William sich aufgrund von Bindungsängsten von ihr trennte. Und was tat Kate inmitten dieses Super-GAUs? Sie blieb dran – indem sie losliess.

Die Einkäuferin einer Modekette ging mit Freundinnen feiern, trug dabei ein Knaller-Outfit nach dem anderen und flirtete öffentlichkeitswirksam mit anderen Männern. Der Prinz soll vor lauter Eifersucht komplett unfähig gewesen sein, seine ersehnte Freiheit zu geniessen. Drei Monate später standen Kate und William wieder zusammen auf einer Tanzfläche, Kate zunächst widerwillig, dann doch verzeihend, und sie tanzten, bis sie sich küssten – und verschwanden kurz darauf in ein Zimmer. Heute ist Kate, unbehelligt von der zwischenzeitlichen Schmach, die internationale Oberprinzessin, an der jede andere gemessen wird.

Plötzlich Prinzessin — Die Amerikanerin Meghan Markle kannte man bis vor kurzem als süsse und coole Anwaltsgehilfin Rachel in der US-Serie «Suits». Ihre schönen, mokkafarbenen Beine im Bleistiftrock fielen aber auch einem ganz besonderen jungen Mann auf, und jetzt kennt man Markle eben vor allem als die vielleicht nächste britische Prinzessin. Dass Prinz Harry die Schauspielerin datet, hat der Kensington-Palast bestätigt. In ihrem Lifestyle-Blog «The Tig» schrieb Markle letztes Jahr im März, als sie den Prinzen noch gar nicht kannte, dass ihr Leben in den letzten zwei Jahren dramatisch an Fahrt gewonnen habe, weil sie sich zum ersten Mal grosse Ziele gesteckt habe, nach denen sie sich strecken hätte müssen. Sie habe aufgehört, nur ein bisschen zu träumen – und stattdessen grosse Lebensträume entworfen. Jetzt hat sie neben dem Erfolg mit der Anwaltsserie ihren Blog, arbeitet als Uno-Fürsprecherin für die Sache der Frauen und reist um die ganze Welt. Zudem – aber das schreibt sie nicht als Lady, die

Ihre schönen, mokkafarbenen Beine im Bleistiftrock fielen auch einem ganz besonderen jungen Mann auf.

schweigt und geniess – lernte sie in Toronto vor ein paar Monaten den britischen Prinzen kennen.

Und bei dieser Frau, die vor lauter erfüllten Träumen überglücklich wirkt, hat es den Super-Bachelor offenbar nicht gestört, dass sie schon 35 ist und obendrein eine Bürgerliche aus sehr einfachen Verhältnissen, die bereits eine Scheidung hinter sich hat. «Was seither in meinem Leben passiert ist, bestätigt auf glorreiche Weise, wie viel Macht ein einfaches Ja haben kann. Vor allem ein Ja zu sich selbst», schrieb Markle, bevor sie den Prinzen traf – und nahm damit vielleicht schon hellseherisch das grosse Ja vorweg, das nun bald folgen könnte. ○

Flüchtlinge

Ferien in Eritrea

Der eritreische Asylant G. ist wahrscheinlich in sein Heimatland zurückgereist. Was tut der Bund? Nichts.

Der Eritreer G. lebt als anerkannter Flüchtling in der Schweiz. Der Bund, der sein Asylgesuch gutgeheissen hat, ist also überzeugt, dass G. in seinem Heimatland verfolgt ist.

Im letzten Frühling sagte G. dem Verwalter des Zimmers, das er bewohnt, er reise nun ferienhalber nach Eritrea. So rapportierte es zumindest der Zimmerverwalter später der Polizei. Die Polizei war eingeschaltet worden, nachdem G. ein amtliches Schreiben nicht hatte übergeben werden können – und sich herausgestellt hatte, dass der Eritreer seit Monaten verschwunden war.

Ein Flüchtling, der freiwillig in sein Herkunftsland zurückreist, ist natürlich kein Flüchtling. Die Gemeinde, in der G. wohnt, alarmierte den Kanton, und dieser informierte den Bund. Das Staatssekretariat für Migration (SEM) in Bern startete darauf ein Verfahren. Es trug den Namen «Prüfung Asylwiderruf».

Beim SEM ging auch eine Meldung der schweizerischen Botschaft in Äthiopien ein. Äthiopien ist das Nachbarland von Eritrea. Die Botschaft teilte mit, dass G. bei ihr vorstellig geworden sei. Er habe mitgeteilt, dass er all seine Dokumente verloren habe: den Schweizer Ausländerausweis, den Reiseausweis für Flüchtlinge und sein Rückflugticket in die Schweiz.

Neue Dokumente für die Rückkehr

Im Juni war G. dann zurück in der Schweiz. Er hatte von der Botschaft in Äthiopien neue Dokumente für die Rückkehr erhalten. Von seiner Wohngemeinde befragt, sagte G., er sei während seiner Abwesenheit immer in Äthiopien gewesen. Er habe dort seine kranke Mutter besucht. Eigentlich habe er früher zurückkehren wollen. Das sei dann wegen des Verlusts seiner Reisedokumente aber unmöglich gewesen.

Das Staatssekretariat für Migration wusste, dass G. es mit der Wahrheit nicht immer so genau nimmt: Im Asylverfahren war er unter drei verschiedenen Namen aufgetreten. Dem SEM war sicher auch bekannt, dass viele Asylanter zur Verschleierung über ein Drittland nach Eritrea reisen. Klärte das

SEM im Fall von G. nun ab, ob dieser «nur» in Äthiopien war? Forschte es nach, ob dessen Mutter wirklich dort lebt? Untersuchte es, ob G. seine Dokumente nicht weggeworfen hatte, etwa wegen verräterischer Ein- und Ausreisestempel Eritreas?

«Nicht genügend Hinweise»

Nein, das Staatssekretariat tat offenbar nichts dergleichen. Es fragte nirgends nach. Es klärte nichts ab. Es glaubte G. einfach. In einem Brief an den Wohnkanton von G. argumentiert das SEM, nur die Aussage des Zimmerverwalters deute eine Einreise nach Eritrea an. Da bei G. «nicht genügend Hinweise für eine freiwillige Rückkehr» vorlägen, «unternimmt das SEM keine weiteren

Schritte zur Überprüfung». Für einen Widerruf des Asyls müssten jedoch «überzeugende Beweismittel» vorhanden sein. Der Flüchtlingsstatus werde darum nicht widerrufen.

Seit Jahren pfeifen es die Spatzen von den Dächern: Viele Eritreer, die als Asylanter in der Schweiz leben, kehren zwischenzeitlich nach Eritrea zurück. Um Verwandte zu treffen, um Ferien zu machen oder um Hochzeit zu feiern. Besonders viele «Flüchtlinge» sollen im letzten Frühling in ihr Land gereist sein, um zusammen mit Machthaber Afewerki den 25. Jahrestag seines Sieges im eritreischen Unabhängigkeitskrieg zu feiern. Ausgerechnet.

Das Staatssekretariat für Migration stellte sich aber stets auf den Standpunkt, solche kompromittierende Rückreisen seien seltene Ausnahmen. Justizministerin Simonetta Sommaruga versicherte im Parlament, dass der Rechtsstaat greife. Bei Verdacht einer verbotenen Heimreise werde jeweils ein «Verfahren» gestartet, um den Widerruf des Asyls zu prüfen, so die SP-Bundesrätin. Was dieses «Verfahren» wert ist, zeigt sich im vorliegenden Fall.

G. lebt also weiterhin als «Flüchtling» in der Schweiz. Die Sozialhilfe finanziert seinen Lebensunterhalt. Ob er schon seine nächste Auslandsreise plant, ist nicht bekannt. *Alex Reichmuth*



«Denken wie die bösen Männer»

Donald Trump erklärt die Zerstörung des Islamischen Staates (IS) zur höchsten Priorität seiner Aussenpolitik. Sein Sicherheitsberater hat darüber ein Buch verfasst: Kampf an allen Enden der Welt mit Iran im Fokus – und voraussichtlich ohne Russland. Wie soll das funktionieren? *Von Urs Gehrig*

Er habe einen Geheimplan, sagte Trump, noch bevor er fürs höchste Amt kandidierte. «Es gibt eine Methode, wie man den IS rasch und effektiv zerstört und einen totalen Sieg erringt.» Wie dieser Meisterstreich funktionieren soll, darüber hüllte er sich in Schweigen. Denn «ich will nicht, dass der Feind weiss, was ich tun werde». Über die folgenden Monate liess er dennoch dies und das durchsickern. Er werde den Islamisten «die Hölle heissmachen», ihnen «die Sch... aus dem Leib prügeln», Teile des Internets kappen, massiv Bodentruppen schicken respektive keinen einzigen Soldaten entsenden.

Konfus? Keineswegs. Trump hat sich vom antiken Strategiemeister Sun Tzu inspirieren lassen, der wusste: «Alle Kriegskunst ist List und Täuschung.» Man kann sich lebhaft vorstellen, wie verwirrt der Feind über Trumps Geheimplan-Karussell sein muss.

Derweil hat ein Mann in Trumps Rücken emsig gearbeitet, um den kommenden Krieg in Worte zu fassen. Er heisst Michael Flynn. Trump hat ihn jüngst zu seinem Nationalen Sicherheitsberater gemacht – ein Amt, das früher klingende Namen wie Henry Kissinger oder Condoleezza Rice bekleidet haben (siehe *Weltwoche* Nr. 47/16). Flynn hat sich durch eine erfolgreiche Karriere im Irak und in Afghanistan und jüngst mit einem Buch für das Amt empfohlen: «The Field of Fight»*. Darin legt der Generalleutnant a.D. dar, «wie wir den globalen Krieg gegen den radikalen Islam gewinnen können».

Kenne und benenne deinen Feind

Wer siegen wolle, müsse seinen Feind kennen, postuliert Flynn vorweg. «Unsere Regierung weigert sich, unsere Feinde beim Namen zu nennen. Das hat uns auf den Pfad der Niederlage geführt.» Flynn benennt den Feind des Westens: «der radikale Islam». Und präzisiert: Dieser verkörpert «eine politische Ideologie, getarnt als Religion». Um die radikalislamische Gefährlichkeit zu unterstreichen, zitiert Flynn Dokumente, welche die Amerikaner auf dem Schlachtfeld erbeutet haben: «Sie studieren uns haargenau, und sie sind exzellent im Erkennen unserer Schwächen.» Und er fordert: «Wir müssen denken lernen, wie es die bösen Männer tun. Es gibt kein Entrinnen vor diesem Krieg. Unsere Feinde werden das nicht zulassen.»

Der Krieg werde heftig sein, auf vielen Schlachtfeldern rund um die Welt. Und er, Mike Flynn, irischer Abstammung, aufgewachsen in einer elfköpfigen Familie, «wo es zu- und herging wie in einer Kaserne», sei bestens gewapp-



«Es gibt kein Entrinnen vor diesem Krieg»: Generalleutnant a.D. Flynn in Afghanistan, 2009.

net dafür. Er kenne diese Feinde hautnah («Ich habe sie gejagt, erschossen, gefangen, verhört und studiert»). Zudem stehe er im Ruf, ein *maverick*, ein Querdenker und Aussenseiter zu sein, und das seit frühester Jugend. «Ich war eines dieser schrecklichen, rauen Kinder, versessen darauf, für einen Adrenalinkick die Regeln zu brechen.» Ein Jahr Jugendknast auf Bewährung, Vaters harte Hand und Mutters strafender Blick hätten ihn auf den Pfad der Tugend gebracht. Doch wer einmal in die Abgründe der menschlichen Seele geblickt habe, wisse, wie ein böses Hirn tickte. «It takes one to know one» (Gleich und gleich erkennt sich gut).

Das Regime in Teheran stürzen

Seine direkte Art habe Flynn den Job beim Geheimdienst des amerikanischen Militärs gekostet. «2014 wurde ich als Direktor des militärischen Geheimdienstes DIA gefeuert.» Er habe seinen Vorgesetzten der Obama-Regierung ins Gesicht gesagt, ihre Strategie führe Amerika in eine Niederlage. «Wir befinden uns im Weltkrieg gegen eine messianische Massenbewegung.» Flynn fordert eine Mobilisierung auf breiter Front. «Wir müssen jedes Element nationaler Macht aktivieren – ähnlich wie im Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg.»

Was führt der Mann im Schild? Neue Invasionen? Offenbar nicht. «Die Invasion der USA im

Irak war ein riesiger Fehler», schreibt er. «Wenn es unsere Absicht war, die Terroristen von 9/11 und ihre Sponsoren zu vernichten, hätte unser erstes Ziel Teheran, nicht Bagdad sein sollen. Und die Methode hätte politisch, nicht militärisch sein müssen – durch die Unterstützung der Opposition, mit dem Ziel eines Regimewechsels von innen.»

Der Iran ist das Herzstück von Flynns Kriegstrategie gegen den «radikalen Islam». Weil Teheran der grösste staatliche Financier des radikalen Islam sei. Aber auch weil das iranische Volk nach Freiheit dürste. Hier liegt er auf einer Linie mit dem Co-Autor des Buches, Michael Ledeen, einem neokonservativen Strategen und langjährigen Propagandisten für einen Regimewechsel im Iran.

«Das wichtigste Ziel im Krieg gegen den radikalen Islam ist, das Regime in Teheran zu stürzen», sagt er im Gespräch mit der *Weltwoche*. «Nicht mit militärischen, sondern mit politischen Mitteln, indem man die Opposition unterstützt.» Von dem robusten iranischen Sicherheitsapparat zeigt sich Ledeen unbeeindruckt. «Ich denke, eine demokratische Revolution ist jederzeit möglich, sofern der Westen sie entfachen will.» Und im Rückblick auf den Kalten Krieg sagt er: «Wenn wir es schafften, das Sowjet-Imperium ohne militärische Intervention niederzuringen, gibt es sehr gute Gründe,

davon auszugehen, dass es viel einfacher sein wird, dasselbe im Iran zu tun.»

Trump hat angekündigt, Obamas Atomabkommen mit dem Iran aufzukündigen. Aber ein forciertes Machtwechsel im Iran? Davon hat er bisher kein Wort gesagt. «Ich weiss nicht, wie Trump darüber denkt», so Ledeen. «Aber Flynn und Pompeo, der neue CIA-Direktor, sind für einen Regimewechsel. Es gibt genug Leute in Washington, die nun darüber zu sprechen beginnen. Wir werden sehen, was passiert.»

Kein Freund in Moskau

Er sei ein Putin-Freund, wird Flynn in amerikanischen Medien nachgesagt. Nichts in seinem Buch deutet darauf hin. Trumps Ölweig – «Wäre es nicht grossartig, wenn wir uns mit Russland vertragen würden?» – erstarrt unter einer Frostsicht, liest man Flynns Passagen über Putin: «Obwohl ich glaube, dass Russland und Amerika einen gemeinsamen Nenner im Kampf gegen den radikalen Islam finden können, gibt es keinen Grund, zu glauben, dass Putin an einer Kooperation mit uns gelegen ist, ganz im Gegenteil.»

Doch war Flynn letztes Jahr vor Weihnachten nicht in Russland auf Visite, auf Einladung des Propagandasenders RT? Was hatte er dort mit Putin besprochen? «Er bezeichnete die russische Politik als sehr gefährlich, sowohl was die Ukraine, als auch was den Iran und den Irak betrifft», weiss Kollege Ledeen. «Er sagte dies Putin beim offiziellen Dinner direkt ins Gesicht.»

Dabei könnte Amerika Verbündete gut gebrauchen. Denn was Flynn und Ledeen als breitangelegtes Szenario aufziehen, hat ein gewaltiges Ausmass. «Radikale Islamisten müssen wir überall dort angreifen, wo sie sind, wir müssen sie aus ihren Verstecken jagen, gefangen nehmen oder töten.» Von einem «ideologischen Krieg» gegen den radikalen Islam und dessen Unterstützer ist die Rede.

Da passt es, dass sich Flynn für den Titel des Buches «The Field of Fight» von einem Homer-Zitat hat inspirieren lassen. Um welches es sich handelt, verschweigt er seinen Lesern. Es muss sich um folgenden Vers aus der Götterschlacht in der Ilias handeln: «Our bus'ness in the Field of Fight / Is not to question, but to prove our might. / To all those insults thou hast offer'd here / Receive this answer: 't is my flying spear» (20. Gesang, Zeile 304).

Es ist die Ansage eines epischen Kriegs, der gemäss Flynn «wahrscheinlich mehrere Generationen» dauern wird. Ist es wirklich das, was Trump vorschwebt, der stets isolationistische Absichten äussert? Täuscht der Eindruck nicht, wird auf dem «Field of Fight» vorerst nicht der Krieg gegen den radikalen Islam ausgetragen, sondern der Kampf um die aussenpolitische Strategie.

*Michael T. Flynn / Michael Ledeen: The Field of Fight – How We Can Win the Global War Against Radical Islam and Its Allies. St. Martin's. 194 S., Fr. 33.90

Italien

Der nächste Crash

Steve Eisman sah 2007 die Finanzkrise voraus. Nun sieht er eine neue Katastrophe kommen – am nächsten Sonntag in Rom.

Der US-amerikanische Investor Steve Eisman, der mit seiner Vorhersage der Finanzkrise 2007/08 eine Milliarde Dollar verdiente und dessen Geschichte in dem Oscar-prämierten Film «The Big Short» erzählt wird, wettet erneut auf einen gigantischen Bankencrash. Diesmal geht es nicht um die USA, sondern um die Euro-Zone, genauer gesagt um Italien. Vor neun Jahren führte die US-amerikanische Hypothekenkrise zum Banken-Crash, nun sind es die italienischen Banken, die, unter faulen Krediten ächzend, vor dem Kollaps stehen – mit katastrophalen Folgen für den Euro-Raum.

Der Funke könnte schon am kommenden Sonntag springen, wenn die Italiener in einem Referendum über eine Verfassungsreform abstimmen. Kernstück der Reform ist eine Beschneidung der Machtbefugnisse des Senats und eine Neuordnung des Wahlsystems. Der italienische Ministerpräsident Matteo Renzi erklärt, dass die seit langem schwächelnde Wirtschaft ohne die geplante Reform nicht wieder in Gang kommen werde. Letztlich geht es aber um das politische Schicksal Renzis und – im Gefolge von Brexit, Trump und Co. – um den Euro und die Europäische Union.

Renzi hat seinen Rücktritt angekündigt für den Fall, dass seine Vorschläge abgelehnt würden, womit durchaus zu rechnen ist. Das wird für noch mehr politische Instabilität in Italien sorgen. Bei vorgezogenen Wahlen dürfte der populistische Movimento 5 Stelle des Komikers und Internet-Demagogen Beppe Grillo gewinnen. Diese Bewegung, die von Rechten und Linken gleichermaßen unterstützt wird, ist gegen alles (ausgenommen den Ausbau von Windenergie) und wird, falls gewählt, vermutlich ein Referendum über den Euro abhalten.

Die älteste Bank ist die schwächste

Die italienischen Banken halten faule Kredite in Höhe von 360 Milliarden Euro, was ungefähr 20 Prozent des italienischen Bruttoinlandprodukts (BIP) entspricht. Die älteste Bank der Welt und die drittgrösste Italiens, Monte dei Paschi di Siena (MPS), gegründet 1472, hat massive Probleme. Ihr Aktienkurs

ist im Keller, die Bank steht vor dem Kollaps. Der Börsenkurs der italienischen Grossbank Unicredit ist in den letzten zwölf Monaten um 70 Prozent gefallen. Die Bankenkrise ist noch schlimmer, als es auf den ersten Blick scheint, denn die Banken behaupten, die faulen Kredite könnten etwa 45 Prozent ihres Buchwertes Erlösen, obwohl der reale Wert deutlich darunter, oft bei null, liegt.



Steve Eisman, Investor.

In «The Big Short» spricht der Leinwand-Eisman, gespielt von Steve Carell, in Florida mit Leuten, denen Ramsch-Hypotheken aufgeschwatzt wurden, und mit Stripperinnen, die mehrere Häuser auf Pump gekauft hatten. In einem Mix aus Gier und Empörung über die Banken kaufen Eisman und seine Kollegen möglichst viele dieser Verbindlichkeiten auf und machen durch den Preisverfall einen Gewinn von einer Milliarde Dollar.

«Europa ist aufgeschmissen», sagt Eisman zur Weltwoche. «Im italienischen System sind diese faulen Kredite laut den Banken 45 bis 50 Cent wert. Aber der Angebotspreis beträgt 20 Cent. Wenn die Banken mit dem Preis noch weiter hinuntergehen, sind sie insolvent.» Namen will er nicht nennen, aber für MPS ist die Lage besonders brisant. Bei Stresstests der Europäischen Zentralbank im Juli erwies sich die MPS als die schwächste von 51 EU-Banken. Britische Banken, so Eisman, seien besser aufgestellt als die meisten europäischen Geldhäuser.

Europäische Banken halten Staatsanleihen in grossem Umfang. Die italienische Staatsverschuldung liegt bei 135 Prozent des BIP – die dritthöchste der Welt. Je höher die Schulden, desto weniger sind die Papiere wert, und mit dem sinkenden Wert von Staatsanleihen verringert sich auch die Kapitaldeckung der Banken, was laut Eisman «sehr negativ» ist. Bei einer Bank wie der MPS auf Crash zu spekulieren, ist natürlich wenig sinnvoll, da deren Aktienkurs ohnehin schon abgestürzt ist. Wer wissen will, gegen welche italienische (oder europäische) Bank Eisman jetzt wettet, wird ihm mindestens eine Million Dollar überlassen müssen, die er dann investiert. *Nicholas Farrell*

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Geliebter Massenmörder

Vor einem Vierteljahrhundert wurde Pablo Escobar, der mächtigste und brutalste aller Drogenbarone, erschossen. Im nach ihm benannten Viertel in Medellín wird der einstige Kokain-König noch immer als Wohltäter verehrt. *Von David Karasek*

Francisco und Irene Flores, er 99, sie 89 Jahre alt, präsentieren mir stolz ihr kleines Häuschen. Die kahlen Wände bunt gestrichen, an der Decke sieht man den blanken Stein. Die kleinen Zimmer sind vollgestellt, an der Wand hängt ein Bild, darauf Jesus, am Kreuz hängend. Aus einer Schublade kramt Irene ein Foto von Pablo Escobar hervor, während sie stolz von ihm zu erzählen beginnt. Von ihm und seinen guten Taten, die er für die Leute hier im Viertel vollbracht habe.

Sie spricht von Escobar, als sei er der Enkel, der viel zu früh gestorben ist. Sie schwelgt in Erinnerungen an ihn, in Anekdoten – so verständnisvoll sei er gewesen, damals, als er in der Innenstadt von Medellín sein Büro hatte und sie einfach mit ihm eine Tasse Kaffee trinken konnte. Er habe sich ja immer für alle Bewohner Zeit genommen, für deren Sorgen und Nöte. Er habe immer zugehört. Ganz anders als die vom Staat. Escobar sei da gewesen für die Ärmsten der Armen in Kolumbien, die auf einer Müllhalde gelebt hätten, er habe ihnen diese Häuser, ja die ganze Siedlung geschenkt. Auch das Haus von Francisco und Irene ist eines davon – Häuser, die alle gleich aussehen, die alle eher an Schuppen erinnern als an massive Bauten. Obwohl sie aus Stein gebaut sind – darauf legen die Einwohner hier grossen Wert.

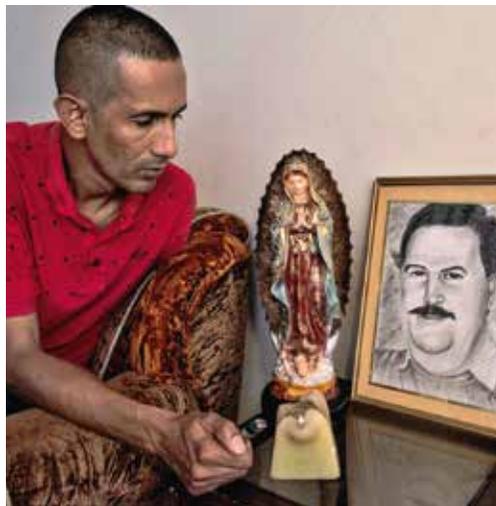
Ich frage zunächst nur zögerlich nach Escobar und der Gewalt, die er über das Land gebracht hat. Jenseits dieses Viertels im heutigen Medellín werden die Leute nicht gerne an den Massenmörder erinnert. Dort ist man froh, dieses dunkle Kapitel Kolumbiens hinter sich gelassen zu haben. Doch auf Escobar angesprochen, sprudelt es aus Irene nur so heraus: «Ich habe nie gesehen, wie Pablito Gewalt angewandt hat. Das wird einfach so gesagt. Er war katholisch, er hat sich doch immer nur selbst verteidigt – für mich war er wie ein Heiliger, er schenkte mir schliesslich dieses Haus!»

«Hier atmet man Frieden»

Noch heute sehen diese Häuser aus wie Bau ruinen – nie wirklich fertiggestellt, aber bereits im Begriff, zu zerfallen. Sie sind auf einen Berg gebaut, eines neben dem anderen, zusammengeschustert, als seien sie ein Versuch gewesen, eine Reihenhaussiedlung zu errichten. Aber bei dem Versuch ging irgendwann das Baumaterial aus. Sie sind aus Steinen gebaut, aber ohne Hülle, ohne Fassade, ohne jeden Putz. Völlig nackt, man sieht jede Fuge und jede Spur des schnellen Bauens.

Dieses Viertel im Osten der pulsierenden Metropole Medellín, in der heute 2,7 Millionen Menschen leben, wurde in den 1980er Jahren von Pablo Escobar gebaut, es trägt bis heute seinen Namen: «Willkommen im Barrio Pablo Escobar. Hier atmet man Frieden», steht auf einer Betonmauer. In der Luft scheint der Geist Escobars zu schweben.

Der «Selbstverteidigung» Escobars, wie Irene seine Taten umschreibt, fielen neben vielen Zivilisten und Clan-Angehörigen 500 Polizisten und 30 Richter zum Opfer – alle ermordet durch Escobar oder dessen Gefolgschaft. Pro getöteten Polizisten setzte er ein Kopfgeld von tausend Dollar aus, er liess ein Flugzeug durch einen unwissenden Selbstmordattentäter so-



«Das war einfach so»: Bürgermeister Miranda.

wie das Gebäude des Geheimdienstes DAS in die Luft sprengen.

Pablo Emilio Escobar Gaviria, geboren am 1. Dezember 1949 in Rionegro bei Medellín, gestorben am 2. Dezember 1993 in Medellín – erschossen auf der Flucht vor der Polizei. Sein Vater war Bauer, die Mutter Dorfschullehrerin. Seine kriminelle Karriere begann früh: Als Schüler stahl er Grabsteine auf dem örtlichen Friedhof und verscherbelte diese an Schmuggler aus Panama. Mit Anfang zwanzig begann er mit Kokain zu handeln. Sein kolumbianisches Koks verdrängte in den USA Marihuana als Modedroge und veränderte damit den gesamten Markt. Mitte der achtziger Jahre kontrollierte er achtzig Prozent des weltweiten Kokainhandels und wurde als einer der reichsten Männer der Welt auf der *Forbes*-Liste geführt.

Pablo Escobar war von Beginn an völlig skrupellos und räumte jeden aus dem Weg,

der seinem Geschäft in die Quere kam. In den Anfängen des Kokainschmuggels von Kolumbien in die USA, als er noch «Bodypacker» benutzte, waren ihm hochschwängere Frauen besonders willkommen. Ihren Tod wegen aufgeplatzter Päckchen im Darm nahm er billigend in Kauf.

Gleichzeitig investierte er seine enormen Gewinne in Grundbesitz – da war es nur prak-

Steinhäuser, das wussten auch die Allerärmsten, das war etwas Besseres.

tisch, auf einer Müllhalde ein Viertel für die Allerärmsten, die vorher auf ebenjener Halde gelebt hatten, zu errichten, diesen ein vermeintlich besseres Leben zu schenken und sich als Retter der Bedürftigen feiern zu lassen. Immerhin waren diese schnellgebauten Häuser aus Stein und nicht aus Wellblech, welches sonst die kolumbianischen Favelas ziert. Und Steinhäuser, das wussten auch die Allerärmsten, das war etwas Besseres.

Vom Staat gab es nur ein Blutbad

Ich treffe den Bürgermeister des Viertels, Wberney Zabala Miranda, der seit zwölf Jahren im Amt ist. An den Wänden seines Büros hängen lauter Diplome, die ein Porträt Escobars umrahmen, vor dem eine Kerze steht, die er jeden Abend anzündet. Vor meinem geistigen Auge sehe ich Miranda, vor seinem Escobar-Altar kniend, seinen Heilsbringer anbetend.

Seine Vision für das Viertel: eine bessere Bildung, Investitionen in Schulen und Sportzentren. Seine tägliche Arbeit: Probleme bezüglich Wasser und Strom beheben, den Strassenbau vorantreiben, die Legalisierung aller Häuser im Viertel – bis heute gelten zwanzig Prozent der Escobar-Bauten als illegal. Die Fussballfelder und Schulen, die Escobar seinerzeit vor laufenden Kameras versprach, gibt es bis heute nicht – überall in den Strassen sehe ich Kinder, die mit Hilfe aufgemalter Tore Fussball spielen.

Der 44-Jährige findet es ungerecht, dass die Bewohner des Escobar-Viertels im übrigen Medellín stigmatisiert würden – der Staat solle den Fortschritt endlich erkennen und auch die Anstrengungen, die hier unternommen würden. Die «bösen Taten» Escobars sollten endlich verziehen und die «guten» – wie der Bau des Viertels hier – gewürdigt werden. Auf



Blase der Gläubigen: Pablo-Escobar-Viertel in Medellín.

die Morde Escobars angesprochen, erwidert der Bürgermeister: «Er hat Fehler gemacht, ja. Aber wer ist schon frei von Fehlern?» Ausserdem sei er Teil einer Kultur gewesen, «das war damals einfach so».

Sind die «Narcos» eine kulturelle Bewegung? Bevor ich diesen Gedanken weiterverfolgen kann, drückt mir Miranda einen Zettel in die Hand – darauf habe er aufgelistet, wer zu Escobars Lebzeiten ebenfalls Verbrechen begangen habe. Diesen Zettel müsse ich unbedingt mitnehmen. Miranda befürchtet offenbar, ich könne seine Aufzählung auf dem Weg aus dem Escobar-Viertel vergessen. Sie alle hätten Verbrechen begangen – aber nur einer habe auch Gutes zustande gebracht, nur einer habe den Armen Häuser, Essen und Kleidung geschenkt. Escobar habe Baukräne aufgestellt, der Staat nur ein Blutbad ange-

richtet, so der Bürgermeister. Zu diesem unerschütterlichen Glauben an Escobar gelangte der heutige Bürgermeister des Viertels, als ihm der Drogenboss in seiner Kindheit begegnete: Escobar fragte die Schüler, was sie am dringendsten benötigten, und schenkte allen Kindern im Viertel daraufhin Schulhefte und Fussbälle – beeindruckend für einen zehnjährigen Jungen, der in Armut aufwuchs.

Fortschritt sucht man vergebens

Es liegt auf der Hand, dass Escobar mit der Errichtung dieses Viertels Menschen in grösster Armut half – Menschen, die auf einer Müllhalde lebten, sich vom Müll ernährten, Menschen, die sich vom Staat im Stich gelassen fühlten. Doch weil der Staat das Viertel seines grössten Widersachers zunächst nicht anerkannte – es war weder auf Stadtplänen ver-

zeichnet, noch war dort die Polizei zugegen –, konnten sich Jugendbanden ausbreiten, die den Ortsteil dann regierten. Anders als das übrige Medellín, das heute eine moderne Metropole ist und als Vorzeigestadt Kolumbiens gilt, gleicht das Viertel noch immer einer Blase von Escobar-Gläubigen. Heute leben dort 16 000 Menschen, Schulen gibt es keine, Fortschritt, in welcher Form auch immer, sucht man vergebens.

Die Zeit scheint stillzustehen im Viertel Pablo Escobar – nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass Strom hier keine Selbstverständlichkeit ist.

David Karasek ist ein Schweizer Radio- und Fernsehjournalist. Seit einem Jahr lebt er in Kolumbien.

«Völlig moralfreie Diktion»

Vor der Bundespräsidentenwahl in Österreich spricht der Wiener Philosoph Konrad Paul Liessmann über «Populismus», falsche Eliten, die Verknöcherung des akademischen Milieus und darüber, was Karl Marx den heutigen Linken voraushat. *Von Philipp Gut*

Aufgefallen ist mir Konrad Paul Liessmann schon länger. Zuerst durch seine Bücher, dann durch seine beherzten und klug argumentierenden TV-Auftritte sowie seine brillanten Zeitgeist-Analysen. Für unser Gespräch geniessen wir Gastrecht in der Cafeteria des Schweizer Radios und Fernsehens in Zürich, wo Liessmann zum Thema «Altruismus» befragt wurde. Richtig zu leuchten beginnen seine Augen, als wir über seine Leitsterne Marx und Kierkegaard sprechen, den Meisterdenker der Verführung.



Herr Liessmann, wird die österreichische Präsidentenwahl diesmal gelingen?

Es wäre gut, wenn wir das endlich zustande brächten. Nach einem Jahr Wahlkampf sollte man doch auch einmal gewählt haben.

Wie haben Sie diesen Wahlkampf erlebt?

Am Anfang war es sehr interessant. Wir hatten mehrere Kandidaten und mit Irmgard Griss eine wirklich unabhängige Person, der gute Chancen eingeräumt wurden und die dann ja auch auf den dritten Platz kam. Überraschend war der Absturz der Regierungsparteien SPÖ und ÖVP. Und dass sich das Ganze auf das Duell Alexander Van der Bellen gegen Norbert Hofer zuspitzen würde, war auch nicht vorherzusehen.

Die traditionellen Volksparteien sind aus dem Rennen: Ist das eine Momentaufnahme oder der Anfang von ihrem Ende?

Es ist nicht nur eine Momentaufnahme, aber auch nicht der Anfang vom Ende. Bisher hat man immer Parteienvertreter gewählt, jetzt entdeckt man, dass es auch eine Personenwahl ist. Auch kleine Parteien, die im Parlament nur marginal vertreten sind, und unabhängige Kandidaten haben ihre Chance erkannt. Das ist demokratiepolitisch ein interessanter Schritt.

Beobachter rümpfen die Nase, dass nun ein Grüner gegen einen Freiheitlichen antritt.

Ich sehe das gar nicht negativ: Es kommt zu einer Richtungsentscheidung, zumindest was den politischen Symbolgehalt betrifft, und es ist ein Novum, dass es bei einer Präsidentenwahl eine derart intensive Debatte gab. Das tut dem Land nur gut.

Hofer wird gern als «Populist» bezeichnet. Was halten Sie von diesem Begriff?

Ich kann damit wenig anfangen. «Populismus» kommt mir als Verlegenheitsbegriff vor, der darüber hinwegtäuschen soll, dass wir keine klaren analytischen Kategorien haben.

Es ist auch ein Kampfbegriff.

Natürlich steckt im Wort «Populismus» der Gestus eines Vorwurfs, manchmal einer Denunziation. Man könnte dem entgegenhalten, dass Populismus in einer Demokratie etwas Selbstverständliches sein sollte. Es geht um die Herrschaft und Meinung des Volkes und um Entscheidungen, die letztlich vom Wähler getragen sein müssen. Wenn man unter Populismus gewisse Verkürzungen versteht oder nicht wirklich einlösbare Versprechen, dann ist das nichts wirklich Signifikantes. Ich halte relativ viel von der Definition, wie sie der in Princeton lehrende deutsche Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller gegeben hat: Populistisch wäre der Alleinvertretungsanspruch einer Partei, die vorgibt, für das Volk schlechthin zu sprechen. Dabei wird vergessen, dass eine Partei – wie schon das Wort sagt – immer nur Teil eines Ganzen sein kann. Allerdings gefallen sich gerade die etablierten Parteien in der Haltung, ohnehin die Gesamtheit der Wähler zu vertreten, weshalb die sogenannten populistischen Alternativen als undemokratisch und illegitim bezeichnet werden können. Dieses Für-das-Volk-Sprechen ist sowohl ein rechtes wie ein linkes Phänomen.

Der Unmut richtet sich auch gegen die «Eliten».

Es ist interessant: Der Begriff der Elite war in Europa lange negativ besetzt, Egalität stand hoch im Kurs. Versuche an den Schulen, Begabte zu fördern, hatten es schwer. Der Wille zur geistigen Nivellierung war und ist gerade im linksliberalen Lager stark. Jetzt haben wir die paradoxe Situation, dass genau dieses linksliberale Lager, das eine politische und vor allem auch mediale Meinungsführerschaft übernommen hat, sich selbst als Elite wiederfindet. Wir haben eine anti-elitäre Elite, die sich am liebsten am aufgeklärten Absolutismus orientierte. Man ist zwar liberal und fortschrittlich, man will alles für das Volk, steht diesem aber doch ziemlich misstrauisch gegenüber. Man hat sich in einen Echoraum mit Gleichgesinnten gegeben und vergessen, wie es da draussen wirklich zugeht.

Gibt es nicht auch positive Eliten?

Ich bin da sehr skeptisch. Nur weil man etwas macht, was nicht alle machen oder verstehen, also zum Beispiel Philosophie oder Physik betreibt, würde ich das noch nicht mit dem Begriff «Elite» verbinden wollen. Quantenphysik ist schwierig, aber nicht elitär. «Elite» ist im Wesentlichen eine soziologische Kategorie – eine etablierte soziale Gruppe, die sich entscheidende Funktionen in der Gesellschaft entweder anmassiert oder diese mehr oder weniger gut erfüllt. Den einzigen Begriff der Elite, den ich verteidigen könnte, nämlich den der «Funktions-

«Der Wille zur geistigen Nivellierung war und ist gerade im linksliberalen Lager stark.»

elite», sehe ich nicht realisiert. Denn wenn man die Kritik an den Eliten aufgrund der Krisen, die sie auch aus Selbstsucht und Kurzsichtigkeit produziert haben, berechtigt findet, dann folgt daraus, dass diese Eliten versagt haben. Wenn sie wirklich diese Auslese der Tüchtigen, Intelligenten, Fähigen wären, dann müsste man sie nicht derart kritisieren – denn dann gäbe es keine Krisen, keine Unzufriedenen, Vernachlässigten und sozial Degradierten. Es gibt für die Elite nichts Schlimmeres, als versagt zu haben, dadurch zeigt sie, dass sie keine Elite ist.

Als wohlgesinnter Nachbar fragt man sich: Was ist eigentlich mit Österreich los?



«Direkte Demokratie wird zu einem heissen Thema werden»: Philosoph Liessmann, 63.

Wir haben eine ganz andere Geschichte als die Schweiz, wir haben den Austrofaschismus und den Nationalsozialismus erlebt, in den letzten Jahrzehnten sind wir mit einer viel stärkeren Migration konfrontiert gewesen. Viele Österreicher haben gar keine österreichischen Wurzeln, sondern ungarische, bosnische, serbische, tschechische, türkische. Dieses Konglomerat knüpft in gewisser Weise an die Vergangenheit der Vielvölkermonarchie an. Eine zweite Besonderheit ist die grosse Differenz zwischen Wien und dem Rest des Landes. Wien ist eigentlich viel zu gross, es war die Hauptstadt eines Imperiums. Bei den Präsidentschaftswahlen gab es ein deutliches Gefälle zwischen Wien und den ländlichen Regionen. Die Frage, wer in Wien regiert, ist vielleicht sogar wichtiger als die Frage, wer Bundespräsident wird.

Von der k.u.k. Monarchie ist nur ein Schrumpfstaat geblieben. Was gibt es

denn noch, womit sich der Österreicher seine Seele massieren kann?

Der Phantomschmerz des untergegangenen Imperiums ist mittlerweile ein Mythos. Die Monarchie ist für die Österreicher so weit entfernt wie das Römische Reich. Heute sind wir als Kleinstaatler mit uns selbst in Übereinstimmung. Wir hatten eher das Problem, dass wir in den siebziger Jahren mit Bruno Kreisky einen Kanzler hatten, der eine weltpolitische Rolle spielen wollte: Wien als Uno-Stadt, Österreich als Briefträger zwischen Ost und West und als Vermittler im Palästina-Konflikt. Mit dem Ende des Kalten Krieges ist auch dies vorbei – und das hat eine viel tiefere Lücke hinterlassen als die vor hundert Jahren zusammengebrochene Monarchie.

Von Österreich gingen auch Impulse für ein «Mitteleuropa» aus. Sehen Sie nicht eine gewisse Renaissance dieser Verbindungen?

Nach 1989 gab es tatsächlich eine Renaissance des Mitteleuropa-Gedankens, es wur-

den auch viele ökonomische Kontakte geknüpft. Österreichische Banken expandierten nach Ungarn, Rumänien, Bulgarien, in die Ukraine und nach Russland. Mit Erfolgen und Misserfolgen. Für die Hypo Alpe Adria, die sich in Kroatien verspekuliert hat, werden wir noch Jahrzehnte zahlen müssen. Der Heimwerker-Baumarkt Baumax musste nach einem Debakel in Osteuropa zusperrten. Auch die Bank Austria musste in diesem Raum Lehrgeld bezahlen. Osteuropa ist also bis zu einem gewissen Grad wieder Schicksalsraum für Österreich geworden. Aber das Konzept «Mitteleuropa» ist nach dem Beitritt der mittelosteuropäischen Staaten zur EU nicht mehr tragfähig, auch wenn Norbert Hofer als Kandidat vorab den Kontakt zur Visegrád-Gruppe sucht.

Die EU befindet sich allerdings in Schiefelage.

In der derzeitigen Form ist der EU nicht die grosse Zukunft beschieden. Ich halte die Idee der Vereinigten Staaten von Europa nicht für zielführend. Aber auch Konzepte der nun wieder kolportierten Renationalisierung sind das nicht.

Die Nationalstaaten sind doch die Hüter der Demokratie.

Auf der einen Seite, ja. Aber die Handlungsfähigkeit der Nationalstaaten ist nicht mehr dieselbe wie im 19. Jahrhundert. Eine ganze Reihe von Entscheidungen, die unser aller Leben betreffen, sind weder auf der Ebene der Nationalstaaten noch in der EU gefällt worden, sondern auf einer globalen ökonomischen Ebene. Globale Konzerne wie Facebook und Google bringen unsere ganzen Rechtskonzepte durcheinander, vielleicht ist wirklich, wie der Soziologe Harald Welzer glaubt, die Digitalisierung der neue Totalitarismus – und darauf haben wir noch keine Antworten. >>>

An advertisement for Lindt Kirschstengel. It features a red background with a white box of Lindt Kirschstengel chocolates. The box is decorated with a red ribbon and the Lindt logo. Below the box, the text reads: "Schenken Sie ihm das Original zu Weihnachten." and "Lindt BATONS KIRSCH KIRSCHSTENGELI".

In welche Richtung müssten diese gehen?

Die Schweiz hat es im Kleinen schon vorge-macht: Wir müssen auf unterschiedlichen politischen Ebenen reagieren und politi-sche Mehrfachidentitäten ausbilden. Grosse Städte werden wichtiger werden und sich vielleicht auch verbinden – ein Wiener ist einem Berliner oder Pariser in seinem Lebensgefühl wahrscheinlich im Guten wie im Bösen näher als einem Hohenemser oder Appenzeller. Europa könnte sich kantonalisieren, Stichwort «Europa der Regio-nen». Die Menschen dürfen nicht mehr das Gefühl haben, fremdbestimmt zu werden und ihre lokalen Bindungen zu verlieren. Direkte Demo-kratie wird zu einem heissen Thema werden. Was mir an diesem Modell gefällt, ist, dass nicht immer das ganze Land oder der Kontinent über alles abstimmen müsste, sondern dass die kleinen Einheiten ihre Angelegenheiten selbst re-geln könnten.

Die meisten Akademiker, gerade in den human- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, sind links oder linksliberal. Woher kommt das eigentlich?

Das hat eine lange Geschichte. Die Univer-sitäten und akademischen Milieus muss-ten sich erst durchsetzen gegen autoritäre Strukturen, die akademische Freiheit ist ja nicht vom Himmel gefallen. Humboldt und seine Mitstreiter haben beispielhaft versucht, diese Freiheit zu verwirklichen. Hinzu kommt der grosse intellektuelle Einfluss des Marxismus. Die Linie von Hegel über Marx bis zur Kritischen Theorie von Horkheimer/Adorno hatte ein intel-ktuelles Potenzial, dem andere wenig entgegensetzen hatten. Die intellektu-elle Rechte – man denke an Martin Hei-degger, Ernst Jünger oder Carl Schmitt – war durch ihre Nähe zum National-sozialismus diskreditiert und agierte lie-ber in den Hinterzimmern der Macht als in der Öffentlichkeit. Die Vertreter etwa der Kritischen Theorie waren nicht nur bril-lante Autoren, sie haben auch zentrale Pro-bleme erfasst.

Viele Professoren sehen sich zwar noch als aufklärerische Vorkämpfer, aber eigent-lich gehören sie einem intoleranten Klub an, der Abweichungen nicht toleriert. Es bietet sich ein Bild der Verknöcherung.

Dieses Bild stimmt, sogar mehr, als Ihnen vielleicht lieb ist. Es gibt eine Form von Selbstimmunisierung, die den Wissen-schaften inhärent ist. Thomas Kuhn hat dies in seinem berühmten Buch über wis-senschaftliche Revolutionen ausgeführt:



«Marx war kein Gerechtigkeitsfanatiker, ganz im Gegenteil.»

Wissenschaftler berufen sich auf die Freiheit der Kritik, aber sie neigen auch dazu, sich gegen jede Kritik zu immunisieren. Ihre Of-fenheit gilt oft nur theoretisch. Da muss je-der aufpassen. Niemand hat es besonders gern, wenn er kritisiert wird. Dazu kommt, dass in den Sozial- und Geisteswissen-schaften sehr viele Fragen moralisiert worden sind: Wenn ich eine vermeintlich wissen-schaftliche These mit dem Gestus «Ich stehe auf der Seite der Guten» einleite, wer kann

dann noch etwas dagegen haben? In diesen moralkontaminierten Debatten haben wir kein wirkli-ches Kriterium mehr dafür, was ein redliches, wissenschaftliches Argument ist.

Welchen Nutzen und Nachteil bringt philosophisches Denken für das heutige Leben?

Viele halten dieses Denken für überholt, aber gerade die Ausein-anderetzung mit seiner Ge-schichte zeigt, dass über so man-che Probleme, die wir heute für essenziell halten, schon intensiv

und ziemlich scharf nachgedacht worden ist. Wir wären einfach unklug, wenn wir auf diese Ressourcen nicht zurückgreifen wür-den. Das wäre wie jemand, der halb verdurstet neben einer Quelle sitzt und sagt: «Von diesem Wasser trinke ich nicht, denn ich muss einen neuen Brunnen bohren.» Der Quell der Weisheit sprudelt direkt neben uns, wir müssen uns nur hinunterbeugen.

Sie haben viel über Karl Marx geschrieben. Was fasziniert Sie an ihm?

Man kann über Marx denken, was man will, aber wenn man die fulminanten ersten zwanzig Seiten des «Kommunistischen Man-ifests» liest, glaubt man noch immer, da schreibt einer über die Globalisierung von heute. Er liefert eine präzise und faszinie-rende Analyse, auch wenn sie zu einer völlig irrigen Praxis geführt haben mag. Marx selbst hat über den Sozialismus ja fast nichts gesagt, aber er hat vierzig Jahre seines Le-bens dafür verwendet, den Kapitalismus zu studieren. Er hat zentrale, immer noch hochaktuelle Fragen aufgeworfen, und zwar in einer völlig moralfreien Diktion.

Zum Beispiel?

Marx war kein Gerechtigkeitsfanatiker, ganz im Gegenteil. Er hat geschrieben: Im Kapitalismus ist der Lohn gerecht, den der Markt ermittelt. Oder er fragte, wie Reich-tum entstehen kann in einer Gesellschaft, in der behauptet wird, dass nur Äquivalente getauscht würden und jeder das bekomme, was ihm zustehe. Das müsste ja ein perma-ntentes Nullsummenspiel sein. Er analysier-te den Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital, was gerade jetzt brennend ak-tuell ist, wenn Arbeit zunehmend durch

Automatisierung ersetzt wird. Marx hat die-se Entwicklung antizipiert. Er hat das böse Wort der «Charaktermasken» des Kapitals geprägt – etwa für christliche Unternehmer, die mit Tränen in den Augen verkünden, dass sie Leute entlassen müssen, weil der Wettbewerb nichts anderes zulasse. Er hat aber auch gesagt, der Proletarier sei die Cha-raktermaske der Lohnarbeit. Marx war der erste kühle Systemtheoretiker, lange vor Niklas Luhmann, und diese Form der Nüch-ternheit kann man sich bei der heutigen nur noch moralisch argumentierenden, dauer-empörten Linken überhaupt nicht mehr vorstellen.

Ein anderer Ihrer Helden ist Kierkegaard. Was kann man von diesem schrägen Dänen mitnehmen?

Unendlich viel! Alles, was ich über Verfüh-rung weiss, habe ich bei Kierkegaard ge-lernt. Er war ja auch Monarchist und hat ein geniales Argument für die Monarchie ge-funden: Die Monarchie sei die einzige Re-gierungsform, in der der Bürger in Ruhe sei-nen Geschäften nachgehen könne und nicht ständig behelligt werde mit der Frage, wie er den Staat regieren solle. Kein Philosoph, vielleicht mit Ausnahme von Nietzsche, hat so scharf nachgedacht über das Verhältnis von Vernunft und Religion. Die ganzen De-batten, die wir heute führen – welche Rollen Religionen in der Öffentlichkeit spielen, was es heisst, ein religiöser Mensch zu sein, was Religionsfreiheit ist – würden schlagar-tig an Niveau und Einsicht gewinnen, wenn wir uns auf Kierkegaard bezögen. Er hat die radikale These vertreten, dass Rationalität und Religion einander unversöhnlich ge-genüberstehen. Wenn man das einmal be-griffen hat, weiss man, dass die Appelle an das Selbstaufklärungspotenzial von Religi-ongemeinschaften zwar gut gemeint sind, aber nie funktionieren werden. Die Denker des 19. Jahrhunderts waren von einer Radikalität und auch Rücksichtslosigkeit, die ich mir heute manchmal wieder wünschen würde.

Sie müssen uns aber noch das Geheimnis der Verführung verraten!

Der Verführer muss nicht nur mehr wissen als die zu Verführende, er muss vor allem deren geheimste Wünsche kennen. Denn man kann niemanden zu etwas verführen, das nicht unbewusst in ihm steckt. Der Verfüh-rer ist der erste grosse Psychoanalytiker im Wortsinn.

Konrad Paul Liessmann ist Professor für Philosophie an der Universität Wien. Zuletzt ist von ihm bei Hanser das gemeinsam mit dem Schriftsteller Michael Köhlmeier verfasste Buch «Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist, Adam? Mythologisch-philosophische Verführungen» erschienen.

Der letzte Caudillo

Diktatoren wie Fidel Castro gab es viele in der Geschichte Lateinamerikas. Doch wusste er die Gunst der Stunde zu nutzen wie kein anderer. Nicht nur Kuba zahlte dafür einen hohen Preis. *Von Alex Baur*

Eduardo Galeano, der Superstar der linken Historiker Lateinamerikas, deutete die Geschichte seiner Heimat als Kette von Irrtümern. Es begann mit Christoph Kolumbus, der die heutige Dominikanische Republik für Japan hielt und in der Überzeugung starb, den Weg nach Indien entdeckt zu haben. Tatsächlich ist die Geschichte des Subkontinentes reich an oft grotesken Trugschlüssen. Die kubanische Revolution ist ein Beispiel dafür.

1959 stürzten Fidel Castro und seine Guerilleros das von Sozialisten und Gewerkschaften gestützte Batista-Regime mit dem Versprechen, Kuba zur Demokratie zurückzuführen. Erst zwei Jahre später dekretierte Castro den marxistischen Charakter seines Regimes. Es war ein pragmatischer Schachzug: Der neue Herrscher erkannte den strategischen Wert seiner Insel im Kalten Krieg für die Sowjetunion. Die ideologische Spitzkehr war der Preis für russische Protektion und Rohstoffe.

Am Rand des nuklearen Infernos

Verdiente Helden der Revolution, die an der Demokratie festhielten, wurden entweder eingekerkert (Eloy Gutiérrez), oder sie kamen ums Leben (Camilo Cienfuegos). Der bekennende Stalinist Ernesto Che Guevara wurde derweil zum internationalen Aushängeschild der Revolution. Er war die treibende Kraft hinter der Stationierung sowjetischer Atomraketen, welche die Welt 1963 an den Rand eines nuklearen Infernos brachte. Zwei Jahre später bezichtigte Guevara die Russen öffentlich des Verrats. Er wurde damit für Castro untragbar. 1967 kam der Che bei einem stümperhaften Guerilla-Einsatz in Bolivien ums Leben.

Der kitschige Heldenmythos um den skrupellosen Schlächter Guevara – er war unter anderem für die Hinrichtung Hunderter Regimegegner verantwortlich – steht symbolhaft für die Kluft zwischen Theorie und Praxis. Das Castro-Regime knechtet seit über einem halben Jahrhundert ein ganzes Volk, Dissidenten, aber auch Homosexuelle wurden gnadenlos eingekerkert, das einst reichste Land der südlichen Hemisphäre siecht am Bettelstab.

Fidel Castro steht in der Tradition der Caudillos, wie sie die Geschichte Lateinamerikas in barocker Fülle hervorgebracht hat, von Trujillo über die Somozas bis Hugo Chávez: operetten-



Machte Kuba zum einem musealen Gefängnis: Fidel Castro.

hafte Demagogen, die sich als väterliche Beschützer der Armen aufspielen, in Wahrheit aber nur ein Ziel verfolgen, den Erhalt ihrer Macht. Einzigartig an Castro ist die internationale Unterstützung auch aus Europa, auf die sich der Diktator stets verlassen konnte.

Den Humus, auf dem das Castro-Regime erst gedeihen konnte, bereitete sein Erbfeind, die Vereinigten Staaten von Amerika. Als 1954 US-Söldner in Guatemala die demokratisch gewählte, vermeintlich kommunistische Regierung Arbenz stürzten, brandete eine antiamerikanische Welle von Feuerland bis Mexiko. Die bärtigen Guerilleros, die den allmächtigen USA den Stinkefinger zeigten, weckten in ganz Lateinamerika Hoffnungen auf eine gerechtere Welt. An den Universitäten brodelte es. Kuba war das Symbol einer erwachenden Dritt-

weltbewegung. Lateinamerika rückte unverhofft in den Fokus der Weltöffentlichkeit. Literaten und Intellektuelle – García Márquez, Vargas Llosa, Borges, Onetti, Ernesto Sabato, Julio Cortázar, Carlos Fuentes – wurden gefeiert wie Popstars.

Elend auf dem ganzen Kontinent

Während sich die europäischen 68er meistens mit der marxistischen Theorie begnügten, trugen ihre lateinamerikanischen Genossen den Klassenkampf auf die Strasse. Die Antwort liess nicht lange auf sich warten. In Brasilien, Argentinien, Uruguay und Chile rissen nach einer chaotischen Phase brutale Juntas die Macht an sich. In Peru ruinierten prosovietische Militärs die Wirtschaft und setzten damit die Grundlage für einen blutigen Guerillakrieg. In Guatemala, Nicaragua und El Salvador sorgte eine unheilige Allianz von Marxisten und progressiven Katholiken für bürgerkriegsähnliche Zustände. Die Kolumbianer, die als Einzige ihrer demokratischen Tradition treu geblieben waren, haben den Terror der Guerillas bis heute nicht überwunden.

Bereits 1971, als in Havanna der aufmüpfige Schriftsteller Heriberto Padilla eingekerkert und zu einer öffentlichen «Selbstkritik» gezwungen wurde, brach

eine Reihe lateinamerikanischer Intellektueller mit Kuba. Die sozialistischen Experimente in Lateinamerika scheiterten alle im Elend. Vor einem Jahr erklärte der eingangs erwähnte Eduardo Galeano seinen einst als «linke Bibel» gefeierten Wälzer «Die offenen Adern von Lateinamerika» selber zu einem Machwerk des Irrtums, das er «heute nicht einmal mehr lesen mag».

Demokratie und freie Marktwirtschaft sind nach Jahrzehnten von Willkür, Elend und Terror in den meisten Ländern Lateinamerikas heute unumstritten. Kuba ist derweil unter dem Joch des Castro-Clans zum musealen Gefängnis verkommen, das höchstens noch Mitleid erweckt. Man kann nur hoffen, dass mit Fidel Castro auch die Tradition der Caudillos das Zeitliche gesegnet hat. ○



Einzigartig an Castro ist die internationale Unterstützung auch aus Europa.



Nette Verbeugung: Victoria's-Secret-Model Tookes.



Ikone der Woche

Million-Dollar-Baby

Von Claudia Schumacher

Ausfallschritte, Kniebeugen mit der Langhantel, Ballett, Cardio bis zum Umfallen – und dann noch ein paar hundert *crunches* im Liegen: Die Wochen vor der grossen Show sind für keinen Victoria's-Secret-Engel besonders lustig. Und als wäre das Training nicht hart genug, gibt's für die besten Unterwäsche-Models der Welt auch nichts weiter zu essen als ein bisschen Huhn, Fisch, Proteinshakes und gegrilltes Gemüse. Tagein, tagaus, sieben Tage die Woche. Doch egal, wie sehr Jasmine Tookes' Magen knurren wird oder ihre Bauchmuskeln schmerzen, wenn sie am 5. Dezember in Paris über den wichtigsten Laufsteg des Jahres geht: Das Lächeln wird ihr nicht schwerfallen. Die 25-Jährige trägt in diesem Jahr den «Fantasy Bra» und wird damit in den Olymp der Supermodels aufgenommen.

Extra Rückentraining

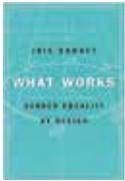
Die Präsentation des Fantasy Bra ist jedes Jahr das Herzstück der Show. Der diesjährige BH wurde von Eddie Borgo entworfen: 9000 Edelsteine, 50 Karat – Preis: 3 Millionen Dollar. Das Ding ist so schwer, dass Tookes ihr Rückentraining ausbauen musste. Die Tradition des Fantasy Bra begann 1996 mit Claudia Schiffer. Den teuersten trug Giselle Bündchen im Jahr 2000 – ein Traum aus Rubinen und Diamanten im Wert von 15 Millionen Dollar, der ins Guinness-Buch der Rekorde einging.

Die BHs sind ebenso Ikonen der Modewelt wie die Frauen, die sie tragen durften: Tyra Banks, Alessandra Ambrosio, Heidi Klum, Adriana Lima, Miranda Kerr. Mit Tookes trägt erstmals ein Neuling den Fantasy Bra: Sie läuft dieses Jahr erst zum zweiten Mal mit. Dass sie nach Tyra Banks (1997) und Selita Ebanks (2007) erst die dritte Afroamerikanerin ist, die den Bling-BH tragen darf, ist für die frühere Softballspielerin eine besondere Ehre.

Anders als bei vielen ihrer Modelkolleginnen, die Ballerinen, Kickboxerinnen, Studentinnen oder Backnärrinnen sind, weiss man bei Tookes kaum etwas über ihren Charakter oder ihre Vorlieben. Auch dann nicht, wenn man wie 1,4 Millionen andere Menschen ihren Instagram-Account verfolgt. Sie mag Sport und kommt aus Kalifornien, das war's. Auf den vorab veröffentlichten Bildern liess Tookes allerdings ihre Dehnungstreifen am Hintern nicht retuschieren, was ihr bereits einiges Lob einbrachte. Eine Speerspitze im Kampf gegen gängige Schönheitsideale ist Tookes allerdings nicht: Die helleren Streifen auf der Haut mögen eine nette Verbeugung vor der Realität der meisten Frauen sein, doch der Rest von Tookes ist perfekt, in Massen: 89-61-87.

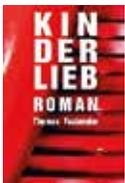
Unsere Bücher des Jahres

Was lohnt sich über Weihnachten zu lesen? Was zu verschenken? Persönliche Empfehlungen von Prominenten, Experten und Weltwoche-Autoren. *Sonja Klajnberg (Illustration)*



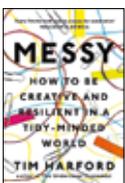
Urs Rohner, VR-Präsident Credit Suisse — In diesem Jahr ist ein ausgezeichnetes Buch meiner Verwaltungsratskollegin, der in Harvard tätigen Schweizer Ökonomin Iris Bohnet, unter dem Titel «What Works: Gender Equality by Design» erschienen. Mit ihrer langjährigen Erfahrung im Bereich der Verhaltensökonomie und anhand einer Vielzahl empirischer Beispiele zeigt Iris Bohnet eindrücklich, wie Organisationen ihre Entscheidungsprozesse so umgestalten können, dass Gleichberechtigung im Alltag zur Norm wird. Angesichts der noch lange nicht abgeschlossenen gesellschaftlichen Diskussion über die geschlechtliche Gleichberechtigung gehört dieses Buch für mich und für alle Vertreter von Wirtschaft und Politik zur absoluten Pflichtlektüre.

Iris Bohnet: What Works: Gender Equality by Design. Harvard University Press. 396 S., Fr. 30.90



Wolfgang Koydl, Redaktor Ausland — Kinderpornografie und russische Geheimdienstler, Hamburgs Unterwelt und turkmenische Oligarchen: Es ist eine brisante Mischung, die Thomas Fasbender in seinem Krimi «Kinderlieb» zusammenmischt. Und mittendrin ein total überforderter Investmentbanker mit akuten Geldsorgen sowie sein mit Bio-Obst handelnder Zwillingbruder. An manchen Ecken und Enden hakt die Erzählung in dem Romandebüt, aber der gebürtige Hamburger Fasbender, der 32 Jahre in Russland gelebt hat, kennt die Schauplätze. Vor allem aber erfüllt der Roman die Grundvoraussetzung eines guten Thrillers: Spannung bis zum – überraschenden – Ende.

Thomas Fasbender: Kinderlieb. Lichtschlag. 339 S., Fr. 27.80



Markus Schär, Redaktor Inland — Nur die Tränen der siebzehnjährigen Veranstalterin drängten Keith Jarrett, auf dem «unspielbaren» Flügel zu spielen: Die Liveaufnahme, «The Köln Concert», gilt jetzt mit 3,5 Millionen Stück als bestverkauftes Piano-Album aller Zeiten. Von dieser Sternstunde dank Irritationen ausgehend, zeigt Tim Harford, der als «The Undercover Economist» Kolumnen in der *Financial Times* schreibt, was spontane Kreativität brin-

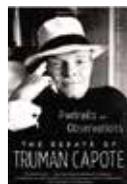
gen kann: Wie Martin Luther King als Perfektionist bei seiner berühmtesten Rede aus dem Stegreif sprach, wie Jeff Bezos sich beim Aufbau von Amazon durch das Chaos kämpfte oder wie General Erwin Rommel als «Wüstenfuchs» improvisierend die Briten zum Narren hielt. Eines der erhellendsten, aber auch unterhaltsamsten Sachbücher des Jahres: ein faszinierendes Plädoyer für mehr Unordnung in unserem Leben.

Tim Harford: Messy. How to Be Creative and Resilient in a Tidy-Minded World. Little, Brown & Co. 336 S., Fr. 32.40



Esther Girsberger, Publizistin — Lebt man selbst in einer Beziehung, so liebt man Peter Stamm. Er umschreibt unpräzise und dennoch fast poetisch, was in einer geordneten oder auch weniger geordneten Beziehung eintritt beziehungsweise – und vor allem – eintreten könnte. «Thomas und Astrid hatten die Kinder ins Bett gebracht, sich mit einem Glas Wein auf die Holzbank vor dem Haus gesetzt und die Sonntagszeitung geteilt», schreibt Peter Stamm in «Weit über das Land» auf der ersten Seite. Oft tun das mein Mann und ich auch. Aber anders als beim Autor sind mein Mann und ich nach wie vor zusammen, ist mein Mann noch nicht weggelaufen und wird es wahrscheinlich auch nicht tun. Glücklicherweise in der Realität. Aber während der Lektüre wünscht man sich manchmal, er täte es. Denn beim Lesen nachzuempfinden, was das Weglaufen bei ihm und was es bei ihr auslöst, weckt ob der grandiosen Beschreibung über 224 Seiten den Wunsch, man möge das auch mal erleben.

Peter Stamm: Weit über das Land. S. Fischer. 224 S., Fr. 28.90



Kurt Aeschbacher, Fernsehmoderator — Ich mache es wie Rolf Dobelli: Er schrieb ja mit «Die Kunst des klaren Denkens» und «Die Kunst des klugen Handelns» selber zwei Bestseller. Und nun folge ich seinem Rat, Bücher nicht zu verschlingen, sondern sie vielleicht sogar zweimal zu lesen. Ich lese deshalb weniger, aber dafür genauer – hauptsächlich Werke, die ich erneut aus dem Bücherregal hervornehme. Da fasziniert mich gerade erneut Truman Capotes Sammlung von Essays, die er als manchmal bitterböser, aber hauptsächlich ge-

nauer Beobachter und Chronist seiner Zeit geschrieben hat. Darin entdeckte ich Porträts von Marilyn Monroe, Marcel Duchamp, Humphrey Bogart, wie sie sonst niemand so entzückend treffsicher schreiben konnte. Meisterwerke sind auch seine Reisebeschreibungen durch New Orleans oder Brooklyn, die er mit 22 Jahren geschrieben hat und die beim Lesen grosses Kino im Kopf hervorrufen.

Truman Capote: Portraits and Observations. The Essays of Truman Capote. Modern Library. 652 S., Fr. 29.90



Thomas Hirschhorn, Künstler — Ich habe das Werk – per Zufall – in einem Buchladen in Chicago entdeckt. Es ist ein universelles Buch. Es zeugt vom Besuch des grossartigen Boxers und Intellektuellen Muhammad Ali 1971 in der Schweiz. Er wurde von Hansruedi Jaggi, einem nicht weniger grossartigen, grosszügigen und visionären Schweizer, dazu eingeladen. Der Fotograf Eric Bachmann begleitete mit seiner Kamera den Boxer während dieses fantastischen zehntägigen Aufenthalts in Zürich. Seine Fotos – das Buch ist ein Fotoalbum mit einer glitzernden Charakterbesetzung – zeigen wunderschöne Begegnungen und das dabei entstandene, ausserordentliche Ereignis. Ich liebe Muhammad Ali, er besass eine geniale, poetische und politische Intelligenz. **Eric Bachmann:** Muhammad Ali, Zurich, 26.12.1971. Edition Patrick Frey. 404 S., 356 Abb., Fr. 89.90

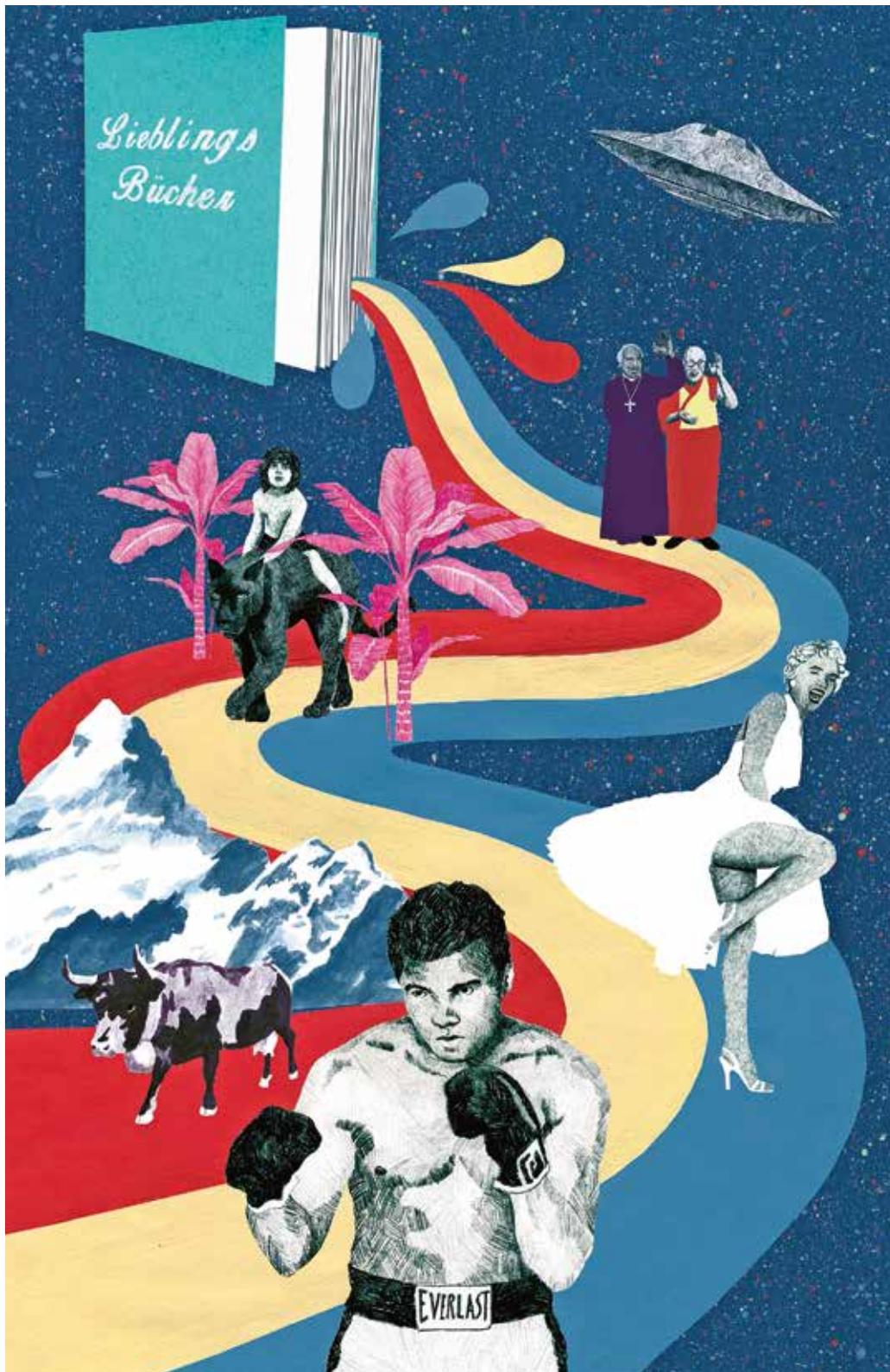


Max Wey, Sprachkolumnist — Am Anfang war der Urknall, dann das Universum, so erzählen es uns die Kosmologen. Aber was war vor dem Knall? Otto Jägersberg sagt es uns kurz und trocken in seinem Gedicht «Vom Nichts». Jägersberg, früher auch mal als Buchhändler in Zürich tätig, ist ein deutscher Schriftsteller und Filmemacher; er war der erste zeitgenössische deutsche Autor, den Diogenes herausbrachte. Mit dem Roman «Weihrauch und Pumpernickel» ist er bekannt geworden. Dieser Autor scheut sich auch nicht, «Die neue Waschmaschine» zu bedichten. Saubere Zeilen!

Otto Jägersberg: Keine zehn Pferde. Gedichte. Diogenes. 208 S., Fr. 29.90



Peter Reber, Musiker — Wenn Gesellschaften altern, satt und überheblich werden, wenn der Staat Ammendienste leistet und Unternehmertum und Eigenverantwortung erstickt: Darüber berichtet Harvard-Geschichtspräsident Niall Ferguson in seinem Buch «Der Niedergang des Westens». Was hat den Westen erfolgreich gemacht, und wo stehen wir heute? Sind die Staatsschulden noch zu bewältigen, ist das Auseinanderdriften der gesellschaftli-



«Am Anfang war der Urknall».

chen Klassen noch aufzuhalten? Der britische Intellektuelle, der vor einiger Zeit auch Gast in der «Sternstunde Philosophie» von SRF war, schreibt zwar noch keinen Abgesang, aber immerhin einen besorgniserregenden Krankenbericht über den Zustand der westlichen Gesellschaft. Vor dem Brexit und der Wahl Trumps geschrieben, bekommt dieses Buch im Lichte der jüngsten Ereignisse nochmals eine ganz besondere Bedeutung.

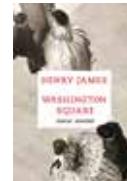
Niall Ferguson: Der Niedergang des Westens. List. 208 S., Fr. 14.90



Alex Reichmuth, Redaktor Inland — Sind Sie überzeugt, dass Neuro-Forscher genau Bescheid wissen über die Vorgänge, die dem Denken und Handeln zugrunde liegen? Glauben Sie, dass bildgebende Verfahren zuverlässig abbilden, was im Gehirn vor sich geht? Halten Sie die Versprechen von Ärzten für zutreffend, über zielgenaue Medikamente gegen psychische Störungen zu verfügen? Erachten Sie die Hirnforschung generell als einen der innova-

tivsten und zukunftsreichsten Wissenschaftszweige? Dann sollten Sie Felix Hasler lesen. Der Psychopharmakologe und Wissenschaftsjournalist mit Schweizer Wurzeln deckt die Illusion überhöhter Heilsversprechen der Neurologen auf – akribisch, kompetent, punktgenau. Wetten, dass dieses Buch Ihre Überzeugungen verändern wird?

Felix Hasler: Neuro-mythologie. Eine Streitschrift gegen die Deutungsmacht der Hirnforschung. Transcript. 260 S., Fr. 31.90



Peter Rüedi, Kolumnist und Dürrenmatt-Biograf — Allen Europäern, welche Trumps Jump ratlos hinterlassen hat, ist die Entdeckung eines Autors zu wünschen, der einer der luzidesten, subtilsten, spannendsten und boshaftesten Schriftsteller des letzten und vorletzten Jahrhunderts überhaupt war, ein kühler und kühner Analysator der menschlichen und zumal der weiblichen Seele und zudem ein eigentlicher Spezialist für die unterschiedlichen Befindlichkeiten von Europäern und Amerikanern – nicht nur in den Romanen, die sich in ihren Titeln direkt darauf beziehen («The American», 1875; «The Europeans», 1878).

Nicht dass der Weltautor, der zu Unrecht der Aufmerksamkeit einer breiteren deutschsprachigen Leserschaft entgangen ist, eine Figur wie Donald Trump vorweg erfunden hätte. Aber Henry James (1843–1916), ein Amerikaner, den zeit seines Lebens der alte Kontinent faszinierte (er starb als britischer Staatsbürger), balanciert in seinem Gesamtwerk mit atemraubendem Sinn für spannende Ambivalenzen den Abgründen der zwischenmenschlichen Beziehungen entlang. James-Novizen sei sein früher Roman «Washington Square» empfohlen, die traurige und komische Geschichte zwischen einem wenig attraktiven, wenig klugen, aber herzensguten und reichen Mädchen, das einem Halodri verfällt und dessentwegen seine bedingungslose Bewunderung für seinen Vater verrät. Der durchschaut nämlich den Heiratsschwindler, enterbt die Tochter, worauf der geliebte Filou prompt das Weite sucht und die doppelt Geprellte ihrem Schicksal als alte Jungfer überlässt. Eine einfache Geschichte, hinreissend doppelbödig und hinterhältig erzählt.

Henry James: Washington Square. Manesse. 288 S., Fr. 32.50.



Regula Stämpfli, Politologin — In unserer mehrzüngigen Familie gab es einen Klassikerstreit: Welche Sprache, welches Land, welche Region kann was besser? In verkürzter Version: Philosophie geht nur auf Deutsch, Sex selbstverständlich nur auf Französisch, Essen japanisch, Tanzen nigerianisch, Saufen russisch, doch

Geschichte(n) schreien nach einem britischen Akzent. «Licht aus dem Osten» von Peter Frankopan ist eine andere Geschichte der Welt. Wir sind, was wir sind, dank dem Osten. Damals wie heute regieren die Seiden- und die Karawanenstrassen, nur dass heute darauf Waffen, Öl, Fundamentalismus, viel Massenware und Kriege statt Porzellan, Kultur und Papier sowie Sklaven gehandelt werden. Schwert oder Kaufleute? Lesen Sie Frankopan.

Peter Frankopan: Licht aus dem Osten. Eine neue Geschichte der Welt. Rowohlt. 944 S., Fr. 52.–



Claude Cueni, Schriftsteller — Der britische Werbefotograf Jimmy Nelson hat sich auf die Suche gemacht nach den letzten Stämmen dieser Erde. Einunddreissig davon hat er besucht und als indigene Models in Szene gesetzt, als stolze Zeugen einer untergehenden Zivilisation, die in aller Abgeschiedenheit noch im Einklang mit der Natur leben. Entstanden ist ein grossformatiges Werk von atemberaubender Schönheit. «Before They Pass Away» gibt es nun in einer günstigen Version mit 320 Fotografien, 2,5 Kilo schwer. Die doppelt so teure Originalversion mit 402 Farabbildungen wiegt 5,4 Kilo, wahrlich in jeder Beziehung ein Schwergewicht: ein magischer Bildband mit dreisprachigen Kurztexten, ein Meisterwerk für die Ewigkeit.

Jimmy Nelson: Before They Pass Away. TeNeues. 424 S., Fr. 163.– bzw. 304 S., Fr. 69.90



Gerhard Pfister, Nationalrat, CVP-Präsident — «Man wird verdrängt nicht mehr von avantgardistischen Nachfolgern, sondern von grundsätzlich amüsischen Andersgearteten, Islamisten, Mediasten, Netzwerkern, Begeisterten des Selbst. Was aber Überlieferung ist, wird eine Lektion, vielleicht die wichtigste, die uns die Gehorsamen des Islam erteilen. So bleibt dem deutschen Schriftsteller, sofern er ein Schriftsteller des Deutschen ist, nichts anderes, als sich neu zu beheimaten.» Das schrieb Strauss in einem Essay im *Spiegel* (2.10.2015). Sein wunderbares Büchlein «Herkunft» ist eine persönliche, beeindruckende Hommage an seinen Vater und an eine versunkene Zeit. Strauss war schon immer unzeitgemäss, zum Glück des Lesers.

Botho Strauss: Herkunft. Hanser. 96 S. Fr. 22.90



Peter Keller, SVP-Nationalrat — Man kann auch wetteifern, wer ärmer ist. Im 15. Jahrhundert stritten sich linke und rechte Franziskaner so erbittert über das Armutsideal ihres Ordensgründers, dass die Mönche ihre ohnehin schmucklosen Kutten immer mehr kürzten, bis sie nur

noch knapp zu den Knien reichten. Theologisch geschult und mit satirischem Blick, erzählt der Schweizer Journalist und ehemalige Dominikanermönch Hans Conrad Zander seine Ausflüge in die Kirchengeschichte – und zeigt nebenbei, dass Religion hochspannend sein kann. Wie etwa die Geschichte der so heiligen wie reichen Witwe Paula (347–404), die den priesterlichen Zölibat gegen die Arroganz der Machos in der katholischen Kirche durchsetzte. Oder das italienische Arbeitermädchen Katharina von Siena: Sie konnte weder lesen noch schreiben, dafür hatte sie Charakter. Höchstpönlich holte sie Papst Gregor XI. von Avignon nach Rom zurück «wie einen Ochsen am Nasenring» und beendete damit die abendländische Kirchenspaltung.

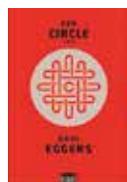
Hans Conrad Zander: Zanderfilets. Eine Kulturgeschichte des Christentums in 25 Kabinettstücken. Gütersloher Verlagshaus. 208 S., Fr. 26.90



Thomas Hürlimann, Schriftsteller — Botho Strauss steigt wie Dante in die Unterwelt, allerdings ist sie für ihn ein Theater, das platonische Höhlentheater, in dem er Szenen von solcher

Bildkraft inszeniert, dass man lesend zu träumen meint. Ein grandioses Werk! Erzählung, Theater, Philosophie. Bei Strauss funkeln die Sternbilder in der Tiefe. Die Nacht wird zur Offenbarung. Und was er über Paare schreibt, die da unten auftreten und abgehen – es ist zum Weinen schön. Lesen Sie vor dem Einschlafen drei Seiten, und mit dem Strom der Lektüre werden Sie in Schichten und Labyrinth vordringen, die Sie schon immer in sich trugen, aber noch nie zu betreten wagten.

Botho Strauss: Oniritti. Höhlenbilder. Hanser. 288 S., Fr. 28.90



Ulrich Spiesshofer, CEO ABB — Ein gutes Buch sorgt nach einem anstrengenden Tag für Entspannung und Abwechslung. Dave Eggers' «Der Circle» ist so ein Buch. Es kombiniert auf unter-

haltsame Art ganz unterschiedliche Perspektiven zu den gesellschaftlichen Auswirkungen der Digitalisierung – dargestellt am Leben einer jungen Frau. Gleichzeitig hat mich dieses Buch aber auch sehr beschäftigt und mich als Vater und CEO zum Nachdenken angeregt. Die gesellschaftlichen und sozialen Aspekte, die die Welt der *likes* für junge Menschen mit sich bringt, ist für mich als Vater eine täglich neue Erfahrung – und die verantwortungsvolle Nutzung des digitalen Fortschritts eine der grössten Chancen in meiner Aufgabe als CEO eines weltweiten Technologieunternehmens, das die Zukunft der Digitalisierung in der Industrie ganz massgeblich mitgestaltet. Es ist wichtig, dass uns kluge Autoren auf mögliche Chancen und Gefahren neuer Technologien hinweisen,

denn nur dann können wir frühzeitig die Weichen so stellen wie wir sie stellen müssen: in Richtung positiver Zukunft. Und auf diese Zukunft macht die äusserst spannend erzählte Geschichte in jedem Fall neugierig.

Dave Eggers: Der Circle. Kiepenheuer & Witsch. 560 S., Fr. 31.90



Andreas Spillmann, Direktor Landesmuseum — Es gibt Bücher, die man immer wieder weiterempfehlen möchte. «Diese Fremdheit in mir» ist so eines. Eine prunklose Geschichte aus der sich der Moderne zuwendenden Stadt Istanbul. Mevlut aus Anatolien darf als Jugendlicher seinem Vater und seinem älteren Bruder nach Istanbul folgen. In den Strassen der alttümlichen Stadt am Bosphorus wird er ein Leben lang das Getränk Boza und vorerst auch noch etwas Jogurt verkaufen. Alte Baustile gehen verloren. Neue Wohnungen werden gebaut, und Neuzugezogene nehmen sie in Besitz. Ist das traurig? Nicht für Mevlut. Da sind ja noch seine Frau, die gemeinsamen Töchter und die alten Strassen, in denen er sich gerne aufhält.

Orhan Pamuk: Diese Fremdheit in mir. Hanser. 592 S., Fr. 37.90



Güzin Kar, Autorin — Manchmal stellt man sich diese unsinnigen Fragen wie diejenige nach dem Buch, welches man wählte, dürfte man für den Rest seines Lebens nur noch eines lesen. Ich nähme «Mitteilungen an Max über den Stand der Dinge und anderes». Man kann auf alle Ratgeber, Krimis, Romane, Gedichtbände, Dramen und Kochbücher verzichten und stattdessen dieses schmale Büchlein lesen, von vorn nach hinten oder willkürlich irgendwo mittendrin anfangend, immer wieder von neuem, und es wird einem stets dieselbe Erkenntnis bescheren: dass Hildesheimers Sprache unerreich bleibt, dass es nie wieder ein Werk mit dieser dreisten Mischung aus Poesie, Komik und Perfektion geben kann. Ich bin heillos verliebt in dieses Buch.

Wolfgang Hildesheimer: Mitteilungen an Max über den Stand der Dinge und anderes. Suhrkamp. 82 S., Fr. 12.90



Min Li Marti, SP-Nationalrätin — Bei allem Hype um die Digitalisierung lohnt es sich, auch die kritischen Stimmen anzuhören. Zum Beispiel Andrew Keen, dessen Polemik «Das digitale Debakel» viele wunde Punkte anspricht. Das Internet habe nicht gehalten, was es versprochen habe. Es Sorge weder für mehr Demokratie, mehr Freiheit noch für mehr Transparenz, noch für mehr kulturelle Vielfalt. Ganz im Gegenteil: Die Ungleichheit steigt, die Kultur verödet, und statt mehr Freiheit gibt es mehr

Überwachung. Das Internet sei aber zu wichtig, um es ein paar überheblichen und weltfremden Silicon-Valley-Milliardären zu überlassen. Wie in vielen dieser Bücher ist die Analyse der Probleme interessanter als die Lösungsansätze. Es lohnt sich dennoch, weil es die entscheidende Frage stellt: Kontrollieren wir die Technologie, oder kontrolliert sie uns?

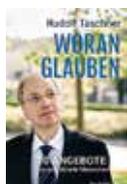
Andrew Keen: Das digitale Debakel. Warum das Internet gescheitert ist – und wie wir es retten können. DVA. 320 S., Fr. 28.90



Zoë Jenny, Schriftstellerin — Es gibt Bücher, die den Zauber haben, Erwachsene und Kinder gleichermaßen in ihren Bann zu ziehen. Dazu gehört «Das Dschungelbuch» des englischen

Literaturnobelpreisträgers Rudyard Kipling. Die Geschichte vom Findelkind Mowgli, das im Dschungel von einem Wolfsrudel aufgezogen wird, erfreut sich seit ihrem Erscheinen 1894 bis heute grosser Beliebtheit. Zigmal wurde der Stoff verfilmt, aber es lohnt sich, das Original zu lesen. Mit überwältigender Erzähllust und Detailtreue beschreibt Kipling den indischen Dschungel und den harten Kampf, in dem Mowgli sich immer wieder behaupten muss – und schliesslich, hin und her gerissen zwischen seinen Tierfreunden und der Menschenwelt, zu einem selbstbewussten Jugendlichen heranwächst. Nicht ohne Ironie werden die Tierfiguren dargestellt wie die Python Kaa, die Giftschlangen ihrer Feigheit wegen verachtet, ihre Stärke war «die tödliche Umarmung».

Rudyard Kipling: Das Dschungelbuch. Die Mowgli-Geschichten. Mit Illustrationen von Aljoscha Blau. Nord Süd. 240 S., Fr. 34.90



Matthias Matussek, Autor — «Woran glauben» ist die grosse Frage der Neuzeit, nachdem die Religionen abgewirtschaftet zu haben scheinen. Jeder Mensch glaubt, so der Autor und Mathematikprofessor Rudolf Taschner, und er liefert zehn Beispiele dafür, wie der Glaube an das Glück oder die Liebe oder den Zufall Halt geben. Taschner ist ein begnadeter Erzähler naturwissenschaftlicher Tatsachen, und mit diesem Buch macht er einmal mehr klar, dass er Verstand und Metaphysik durchaus als zwei Seiten einer Medaille zu deuten versteht.

Rudolf Taschner: Woran glauben. Brandstätter. 272 S., Fr. 35.90



Franziska Tschudi Sauber, Konzernchefin Wicor — Ein Buch kann uns in eine andere Welt entführen, Wissen und Einsichten vermitteln, zum (Nach-)Denken anregen oder auch nur unterhalten. Das alles tut dieses sehr persönliche und

für mich in einer wunderbar einfachen Sprache (und Übersetzung) gehaltene letzte Werk des Schöpfers von Kommissar Wallander. Reflexionen, angestossen durch seine Krebserkrankung, über die grossen Themen des Lebens verbinden sich mit Erinnerungen aus der Kindheit und einer abenteuerlichen Vita, unter anderem als Theaterregisseur in Moçambique. Ein Buch übers Leben, übers Menschsein, das man einfach nicht weglegen mag.

Henning Mankell: Treibsand. Was es heisst, ein Mensch zu sein. Zsolnay. 384 S., Fr. 35.90

PS: Aus aktuellem Anlass muss ich einfach noch ein zweites Buch erwähnen, nämlich die Biografie über Leonard Cohen, «I'm Your Man» von Sylvie Simmons. Für Cohen-Fans ein Must!

Sylvie Simmons: I'm Your Man. BTB. 751 S., Fr. 36.90



Rico Bandle, Leiter Kultur — Wir haben diesen Roman in der *Weltwoche* bereits einmal vorgestellt, doch dieses herausragende Werk des Schweizer Urs Mannhart kann man nicht oft genug

weiterempfehlen. «Bergsteigen im Flachland» handelt von einem ins Wanken geratenen Europa während des Balkankriegs aus der Sicht eines unbeeirraren Idealisten aus der wohlbehüteten Schweiz. Der Roman über den Glauben an eine bessere Welt, Desillusionierung und Liebe ist – bei allen Kriegen und Konflikten – eine Ode an die Vielfältigkeit dieses Kontinents. So geschickt und spannungsvoll aufgebaut, dass man nach 661 Seiten traurig darüber ist, dass es nicht weitergeht.

Urs Mannhart: Bergsteigen im Flachland. Seccession. 661 S., Fr. 32.–



Pierre Heumann, Korrespondent Tel Aviv — Der polnische Ermittler Teodor Szacki aus Warschau macht aus seiner Abneigung gegen das langweilige Städtchen Sandomierz in

Südostpolen, in das es ihn verschlagen hat, kein Geheimnis. Ihm ist Warschau lieber. Doch in Sandomierz, wo die Vergangenheit grossartiger als die Gegenwart ist, kommt Szacki wenigstens beruflich auf seine Rechnung. Als Staatsanwalt muss er eine Reihe von Morden aufklären, die auf den ersten Blick auf antisemitische Täter deuten. Die erste Leiche ist zum Beispiel so zugerichtet, als wäre sie geschächtet worden. Wie Szacki in der Kathedrale und in mittelalterlichen Tunnels nach Mordmotiven sucht, stösst er auf immer neue Rätsel. Spannend ist das Buch auch deshalb, weil es sich wie nebenbei mit der Ritualmordlegende auseinandersetzt, für die Sandomierz während Jahrhunderten ein Zentrum war.

Zygunt Miloszewski: Ein Körnchen Wahrheit. Berliner Taschenbuch. 512 S., Fr. 14.90



Matthias Matussek, Autor — Unter den Hunderten von Krimis und Geschichten Gilbert K. Chestertons gehören die nun zum ersten Mal auf Deutsch erschienenen um die «Vier verehrungswürdigen Verbrecher» sicher zu den merkwürdigsten. Chesterton, den Ernst Bloch den «klügsten Mann des Jahrhunderts» nannte, war der Meister des Paradoxes, er entwirft scheinbare Widersprüche, die sich verblüffend lösen wie Zaubertricks. Hier geht es um einen Mörder, der Leben rettet, einen Dieb, der seine Opfer bereichert, einen loyalen Verräter, einen aufrichtigen Quacksalber – vergnüglich, melancholisch, klug, ein Lese-genuss.

Gilbert K. Chesterton: Vier verehrungswürdige Verbrecher. Die Andere Bibliothek. 348 S., Fr. 58.–



Beat Gygi, Leiter Wirtschaft — «Das war doch in diesem Film damals das Thema, wie ging das noch gleich?» Im Gespräch unter Kollegen kommt es immer wieder vor, dass Stichworte, Dialoge

oder Namen von Schauspielern aus bekannten Filmen in die Runde geworfen werden, die man vielleicht nicht alle auswendig kennt. Da hilft das Buch «Der ganze Film in 5 Sekunden». Über 150 wichtige Filme der Kinogeschichte finden sich da so in Piktogramme übersetzt und grafisch dargestellt, dass die Handlung auf einer Seite, manchmal auch auf zweien klar wird. Mit der Filmliste am Schluss des Buches lässt sich rasch nachschlagen, worum es im betreffenden Film geht. Aber noch viel interessanter ist es für Filmfans, die Piktogramme anzuschauen und zu erraten, um welchen Film es sich handelt.

Matteo Civaschi, Gianmarco Milesi: Der ganze Film in 5 Sekunden. 150 grosse Kinomomente von Psycho bis Avatar. Fischer Taschenbuch. 192 S., Fr. 14.90



Erich von Däniken, Autor — Wie reagieren die Menschen, wenn plötzlich eine Staffel von Ufos auftaucht? Wenn ein ausserirdisches Raumschiff sich über einem vollbesetzten Fussballstadion zeigt?

Wenn die Menschen am Fernsehen miterleben könnten, wie der Uno-Generalsekretär eine Gruppe von E.T.s begrüsst? Mit Panik? Entsetzen? Unverständnis? Da hatten uns doch seriöse Astronomen versichert, es gebe keine Ausserirdischen und falls doch, würden wir uns nie begegnen, weil die Distanzen von Stern zu Stern viel zu gross seien. Zudem: ETs seien niemals menschenähnlich. Schliesslich verlaufe die Evolution auf einem anderen Planeten ganz anders als bei uns. Und jetzt sind die da. Mit solchen Szenarien beschäftigte sich ein deutscher Jurist. Das Resultat ist eine Analyse von sachlichen, doch auch grotesken Argumenten für oder ge-

gen einen Kontakt mit Ausserirdischen. Er glaubt: Ein plötzlicher, unangemeldeter Kontakt von E.T.s mit unserer Gesellschaft wäre zunächst eine Katastrophe. Einmal für uns – doch auch für die Fremden. «Da solche Prozesse irrational ablaufen können, kann es für die E.T.s ratsam sein, die Erde auf ihre Ankunft durch eine Vorankündigung vorzubereiten. Mental, kulturell, politisch.» Vielleicht sind wir mitten in diesem Prozess drin – ohne es zu wissen.

Claudio Stella: Kontakt mit E.T. Die gesellschaftlichen Voraussetzungen. Die Folgen. Verlag Claudio Stella. 208 S., Fr. 25.–



Claudia Schumacher, Redaktorin Gesellschaft — «Das Gefühl der Sicherheit, das sie in diesem Moment empfand, hätte sie am liebsten in Flaschen abgefüllt, um später davon zu zehren, wenn Einsamkeit und Angst sie bedrängten»: Vianne liegt in den Armen ihres Mannes, der bald in den Krieg zieht. Im besetzten Frankreich werden Vianne und ihre jüngere Schwester allein ums Überleben kämpfen. Während die Schwester auf einen wenig bekannten General de Gaulle hört und in die Résistance geht, kollaboriert Vianne mit den Nazis: Sie hat ein Töchterchen zu schützen. Die Amerikanerin Kristin Hannah hat einen Pageturner geschrieben, der auch sprachlich überzeugt. «Ich liebe dieses Buch – grosse Charaktere, grosse Geschichten, grosse Gefühle», kommentierte Isabel Allende das Werk der Kollegin.

Kristin Hannah: Die Nachtigall. Ruetten & Loening. 608 S., Fr. 26.90



Patricia Boser, Fernsehmoderatorin — Ein packendes Jugendbuch mit einer bezaubernden Geschichte aus unmittelbarer Nähe: Im Unterengadiner Hotel «Val Sinestra» spukt's. Das kleine schwarze Gespenst hat zwar Gutes im Sinn, doch nicht ganz alle sind von ihm begeistert. Die Namensgebungen und Örtlichkeiten in dieser Erzählung sind real, und das Buch passt mit seinen wunderbaren Illustrationen und dem heimeligen Ambiente perfekt unter den Weihnachtsbaum.

Stefan Mino Baechler: Das kleine schwarze Gespenst von Val Sinestra. Edition Grischa. 150 S., Fr. 26.90



Viktor Giacobbo, Komiker — Asne Seierstad hat ein Buch geschrieben, das dieser unfassbaren Tat, den Opfern und auch dem Täter, so nahe kommt, dass man es teilweise kaum aushält. Die erzählerische Kraft dieser renommierten Kriegsreporterin macht es, trotz der Grausamkeit dieser Tat, unmöglich, das Buch aus den Händen zu legen. Dies gelingt ihr auch deshalb so gut, weil sie es versteht, sachlich zu sein, ohne

jemals ihr Mitgefühl für die Opfer und deren Familien zu verstecken. Doch nicht nur das Private ist Seierstads Gegenstand, sondern auch die Frage, inwiefern die Gesellschaft im sozialdemokratischen Norwegen Verantwortung für den Fall Breivik trägt.

Asne Seierstad: Einer von uns. Die Geschichte eines Massenmörders. Kein & Aber. 544 S., Fr. 32.90



Sarah Springman, Rektorin ETH Zürich — Eine grossartige Lektüre über eine anglo-schweizerische Freundschaft auf persönlicher und politischer Ebene zwischen zwei Schweizern, dem Künstler Charles Montag und dem Geschäftsmann Willy Sax, einerseits und dem wohl grössten britischen Staatsmann andererseits. Charles Montag war Mallehrer und Willy Sax Produzent hochwertiger Künstlerfarben. Beide wurden Berater und Vertraute eines Hobbymalers, besser bekannt als der Kriegspremier Sir Winston Churchill. Philipp Gut schildert vor dem Hintergrund von Schlüsselereignissen der Weltgeschichte diese aussergewöhnliche Freundschaft mit vielen aufschlussreichen und köstlichen Anekdoten – eine Freundschaft, die auf Churchills Leidenschaft für die Malerei beruhte.

Philipp Gut: Champagner mit Churchill. Stämpfli. 144 S., Fr. 39.90



Henryk M. Broder, Autor — «Geronimo» enthüllt die Wahrheit über Bin Laden. So könnte die Geschichte passiert sein. Ganz anders, als sie in unseren Medien dargestellt wurde. Leon de Winters literarische Fantasie kennt keine Grenzen. Er schreibt, als wäre er dabei gewesen. Wie John le Carré setzt er aus lauter Einzelteilen eine Geschichte zusammen, die authentisch, aufregend und aufklärerisch ist. Und so rasend gut geschrieben, dass man sich eine Fortsetzung wünscht. Und vielleicht wird es eine geben. Leon de Winter ist alles zuzutrauen, auch dass er Tote zum Leben wiedererweckt.

Leon de Winter: Geronimo. Diogenes. 448 S., Fr. 33.90



Benjamin Bögli, Produzent — Das erste Werk nach dem Durchbruch sei das schwierigste, heisst es im Kulturbetrieb. Vor drei Jahren landete der Genfer Autor Joël Dicker mit «Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert» einen Welthit. Im Mai legte er nach. «Die Geschichte der Baltimores» ist wieder in Amerika angesiedelt, die Hauptfigur, Marcus Goldman, ist dieselbe, doch diesmal erzählt Dicker eine Familiensaga aus der Sicht des gefeierten Schriftstellers: Kindheit, Liebe, Erfolg, Niederlage, Verrat und Verbrechen – alles ist drin. Wie im Vorgänger vermittelt Dicker in seinem neuen Roman etwas, das

Schweizer Literaten selten gelingt: ein Gefühl von grossem Hollywood-Kino.

Joël Dicker: Die Geschichte der Baltimores. Piper. 512 S., Fr. 16.90



Alex Baur, Redaktor — Winnetou *unchained*: Mit seinem Ausflug ins Indianerland hat Linus Reichlin nicht weniger als einen neuen literarischen Benchmark gesetzt: Vergesst Karl May und alles, was ihr über die Ureinwohner Amerikas gelesen habt. Was an der Geschichte über die Urgrossmutter des Autors, die in den Prärien von Wyoming mit dem Arapaho-Indianer John Roman Nose klammheimlich seine Grossmutter gezeugt haben soll, wahr und real ist, bleibt zwar höchst zweifelhaft. Doch die bis auf schemenhafte Reste ausgerottete und mit Mythen aller Art geschmückte Kultur der Indianer bietet eine einzigartige Bühne, um den bohrenden Fragen der menschlichen Existenz auf den Grund zu gehen. Ich wage die kühne Behauptung: Reichlin hat den Existenzialismus neu definiert. Auf jeden Fall eine mitreissende Lektüre.

Linus Reichlin: Manitoba. Galiani. 288 S., Fr. 28.90



Petra Gössi, Nationalrätin, FDP-Präsidentin — 2015 besuchte Desmond Tutu den Dalai Lama, um mit ihm Geburtstag zu feiern. Während des fünf Tage dauernden Treffens tauschten der Erzbischof und Seine Heiligkeit ihre Lebenserfahrungen aus. Das Buch berichtet über diese Begegnung. Es zu lesen bereitete mir Freude, weil es eine andere Sichtweise auf Neues und, was ich noch viel wichtiger finde, auf Vertrautes ermöglicht. Es treffen Erfahrungen aus zwei ganz verschiedenen Welten aufeinander. Dabei wird immer wieder deutlich, dass es die innere Freude ist, die unserem Leben Sinn verleiht. Diese positive Kraft wird durch nichts erschüttert. Es beeindruckt mich, wie mich die zwei Friedensnobelpreisträger an diese simple Erkenntnis erinnerten.

Dalai Lama und Desmond Tutu: Das Buch der Freude, erzählt von Douglas Abrams. Lotos. 384 S., Fr. 25.90

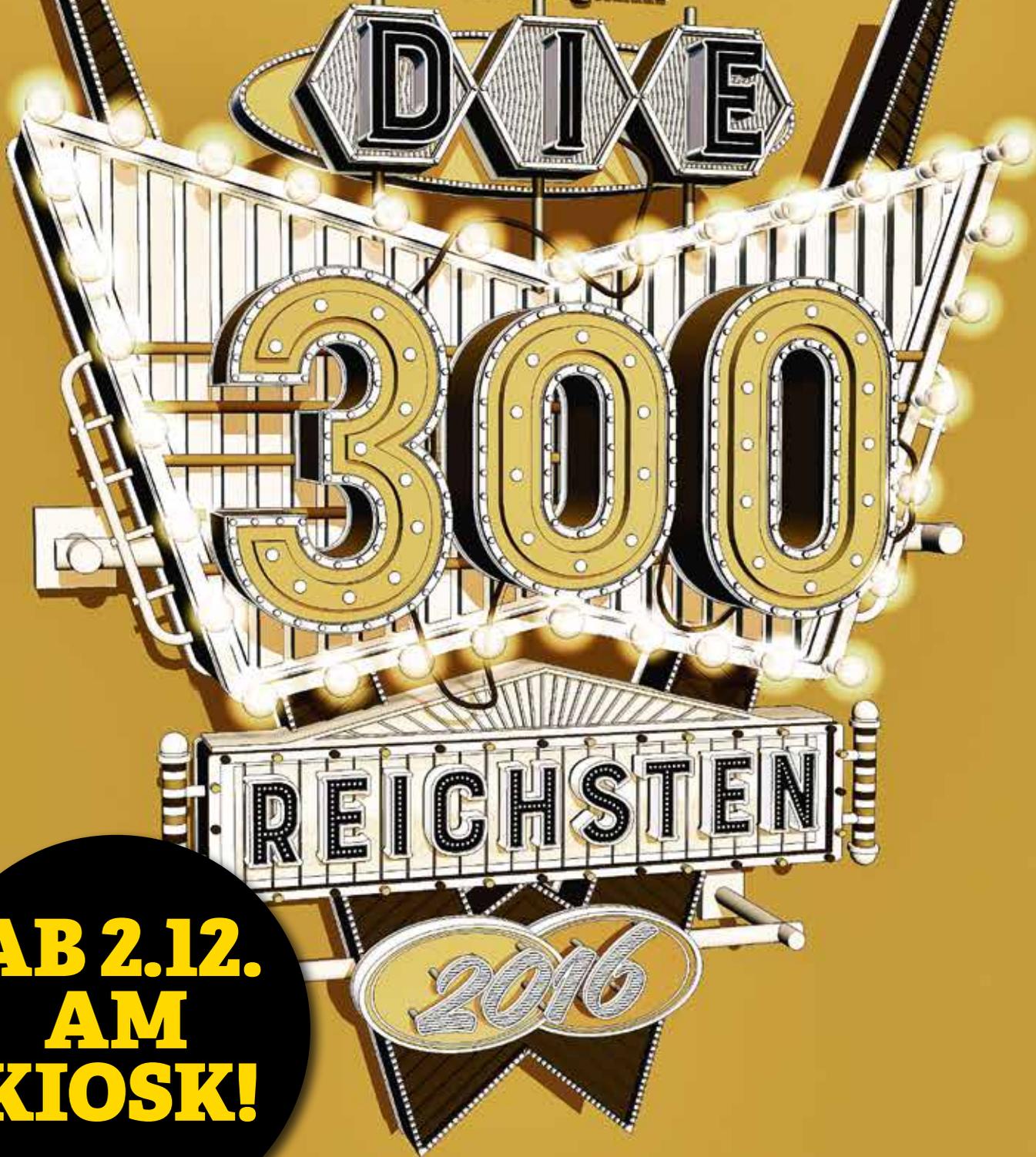


Philipp Gut, stellvertretender Chefredaktor — Johann Wolfgang Goethe ist neben Shakespeare vielleicht der grösste Dichter, den es je gab. Er gilt als Genie, als Universalgenie gar. Liest man seine Autobiografie «Dichtung und Wahrheit», tritt einem allerdings keine entrückte Legende, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut entgegen. Einer, der sucht, der irrt, der leidenschaftlich liebt und nebenbei einige Gipfelstücke der Weltliteratur schreibt. Obwohl das Buch 200 Jahre alt ist, wirkt es staubfrei und frisch, auch dank der elastischen, unpräzisen Sprache.

Johann Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit. Reclam. 1261 S., Fr. 29.90

BILANZ

Das Schweizer Wirtschaftsmagazin



**AB 2.12.
AM
KIOSK!**

gen einen Kontakt mit Ausserirdischen. Er glaubt: Ein plötzlicher, unangemeldeter Kontakt von E.T.s mit unserer Gesellschaft wäre zunächst eine Katastrophe. Einmal für uns – doch auch für die Fremden. «Da solche Prozesse irrational ablaufen können, kann es für die E.T.s ratsam sein, die Erde auf ihre Ankunft durch eine Vorankündigung vorzubereiten. Mental, kulturell, politisch.» Vielleicht sind wir mitten in diesem Prozess drin – ohne es zu wissen.

Claudio Stella: Kontakt mit E.T. Die gesellschaftlichen Voraussetzungen. Die Folgen. Verlag Claudio Stella. 208 S., Fr. 25.–



Claudia Schumacher, Redaktorin Gesellschaft — «Das Gefühl der Sicherheit, das sie in diesem Moment empfand, hätte sie am liebsten in Flaschen abgefüllt, um später davon zu zehren, wenn Einsamkeit und Angst sie bedrängten»: Vianne liegt in den Armen ihres Mannes, der bald in den Krieg zieht. Im besetzten Frankreich werden Vianne und ihre jüngere Schwester allein ums Überleben kämpfen. Während die Schwester auf einen wenig bekannten General de Gaulle hört und in die Résistance geht, kollaboriert Vianne mit den Nazis: Sie hat ein Töchterchen zu schützen. Die Amerikanerin Kristin Hannah hat einen Pageturner geschrieben, der auch sprachlich überzeugt. «Ich liebe dieses Buch – grosse Charaktere, grosse Geschichten, grosse Gefühle», kommentierte Isabel Allende das Werk der Kollegin.

Kristin Hannah: Die Nachtigall. Ruetten & Loening. 608 S., Fr. 26.90



Patricia Boser, Fernsehmoderatorin — Ein packendes Jugendbuch mit einer bezaubernden Geschichte aus unmittelbarer Nähe: Im Unterengadiner Hotel «Val Sinestra» spukt's. Das kleine schwarze Gespenst hat zwar Gutes im Sinn, doch nicht ganz alle sind von ihm begeistert. Die Namensgebungen und Örtlichkeiten in dieser Erzählung sind real, und das Buch passt mit seinen wunderbaren Illustrationen und dem heimeligen Ambiente perfekt unter den Weihnachtsbaum.

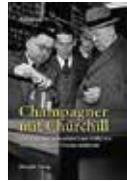
Stefan Mino Baechler: Das kleine schwarze Gespenst von Val Sinestra. Edition Grischa. 150 S., Fr. 26.90



Viktor Giacobbo, Komiker — Asne Seierstad hat ein Buch geschrieben, das dieser unfassbaren Tat, den Opfern und auch dem Täter, so nahe kommt, dass man es teilweise kaum aushält. Die erzählerische Kraft dieser renommierten Kriegsreporterin macht es, trotz der Grausamkeit dieser Tat, unmöglich, das Buch aus den Händen zu legen. Dies gelingt ihr auch deshalb so gut, weil sie es versteht, sachlich zu sein, ohne

jemals ihr Mitgefühl für die Opfer und deren Familien zu verstecken. Doch nicht nur das Private ist Seierstads Gegenstand, sondern auch die Frage, inwiefern die Gesellschaft im sozialdemokratischen Norwegen Verantwortung für den Fall Breivik trägt.

Asne Seierstad: Einer von uns. Die Geschichte eines Massenmörders. Kein & Aber. 544 S., Fr. 32.90



Sarah Springman, Rektorin ETH Zürich — Eine grossartige Lektüre über eine anglo-schweizerische Freundschaft auf persönlicher und politischer Ebene zwischen zwei Schweizern, dem Künstler Charles Montag und dem Geschäftsmann Willy Sax, einerseits und dem wohl grössten britischen Staatsmann andererseits. Charles Montag war Mallehrer und Willy Sax Produzent hochwertiger Künstlerfarben. Beide wurden Berater und Vertraute eines Hobbymalers, besser bekannt als der Kriegspremier Sir Winston Churchill. Philipp Gut schildert vor dem Hintergrund von Schlüsselereignissen der Weltgeschichte diese aussergewöhnliche Freundschaft mit vielen aufschlussreichen und köstlichen Anekdoten – eine Freundschaft, die auf Churchills Leidenschaft für die Malerei beruhte.

Philipp Gut: Champagner mit Churchill. Stämpfli. 144 S., Fr. 39.90



Henryk M. Broder, Autor — «Geronimo» enthüllt die Wahrheit über Bin Laden. So könnte die Geschichte passiert sein. Ganz anders, als sie in unseren Medien dargestellt wurde. Leon de Winters literarische Fantasie kennt keine Grenzen. Er schreibt, als wäre er dabei gewesen. Wie John le Carré setzt er aus lauter Einzelteilen eine Geschichte zusammen, die authentisch, aufregend und aufklärerisch ist. Und so rasend gut geschrieben, dass man sich eine Fortsetzung wünscht. Und vielleicht wird es eine geben. Leon de Winter ist alles zuzutrauen, auch dass er Tote zum Leben wiedererweckt.

Leon de Winter: Geronimo. Diogenes. 448 S., Fr. 33.90



Benjamin Bögli, Produzent — Das erste Werk nach dem Durchbruch sei das schwierigste, heisst es im Kulturbetrieb. Vor drei Jahren landete der Genfer Autor Joël Dicker mit «Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert» einen Welthit. Im Mai legte er nach. «Die Geschichte der Baltimores» ist wieder in Amerika angesiedelt, die Hauptfigur, Marcus Goldman, ist dieselbe, doch diesmal erzählt Dicker eine Familiensaga aus der Sicht des gefeierten Schriftstellers: Kindheit, Liebe, Erfolg, Niederlage, Verrat und Verbrechen – alles ist drin. Wie im Vorgänger vermittelt Dicker in seinem neuen Roman etwas, das

Schweizer Literaten selten gelingt: ein Gefühl von grossem Hollywood-Kino.

Joël Dicker: Die Geschichte der Baltimores. Piper. 512 S., Fr. 16.90



Alex Baur, Redaktor — Winnetou *unchained*: Mit seinem Ausflug ins Indianerland hat Linus Reichlin nicht weniger als einen neuen literarischen Benchmark gesetzt: Vergesst Karl May und alles, was ihr über die Ureinwohner Amerikas gelesen habt. Was an der Geschichte über die Urgrossmutter des Autors, die in den Prärien von Wyoming mit dem Arapaho-Indianer John Roman Nose klammheimlich seine Grossmutter gezeugt haben soll, wahr und real ist, bleibt zwar höchst zweifelhaft. Doch die bis auf schemenhafte Reste ausgerottete und mit Mythen aller Art geschmückte Kultur der Indianer bietet eine einzigartige Bühne, um den bohrenden Fragen der menschlichen Existenz auf den Grund zu gehen. Ich wage die kühne Behauptung: Reichlin hat den Existenzialismus neu definiert. Auf jeden Fall eine mitreissende Lektüre.

Linus Reichlin: Manitoba. Galiani. 288 S., Fr. 28.90



Petra Gössi, Nationalrätin, FDP-Präsidentin — 2015 besuchte Desmond Tutu den Dalai Lama, um mit ihm Geburtstag zu feiern. Während des fünf Tage dauernden Treffens tauschten der Erzbischof und Seine Heiligkeit ihre Lebenserfahrungen aus. Das Buch berichtet über diese Begegnung. Es zu lesen bereitete mir Freude, weil es eine andere Sichtweise auf Neues und, was ich noch viel wichtiger finde, auf Vertrautes ermöglicht. Es treffen Erfahrungen aus zwei ganz verschiedenen Welten aufeinander. Dabei wird immer wieder deutlich, dass es die innere Freude ist, die unserem Leben Sinn verleiht. Diese positive Kraft wird durch nichts erschüttert. Es beeindruckt mich, wie mich die zwei Friedensnobelpreisträger an diese simple Erkenntnis erinnerten.

Dalai Lama und Desmond Tutu: Das Buch der Freude, erzählt von Douglas Abrams. Lotos. 384 S., Fr. 25.90



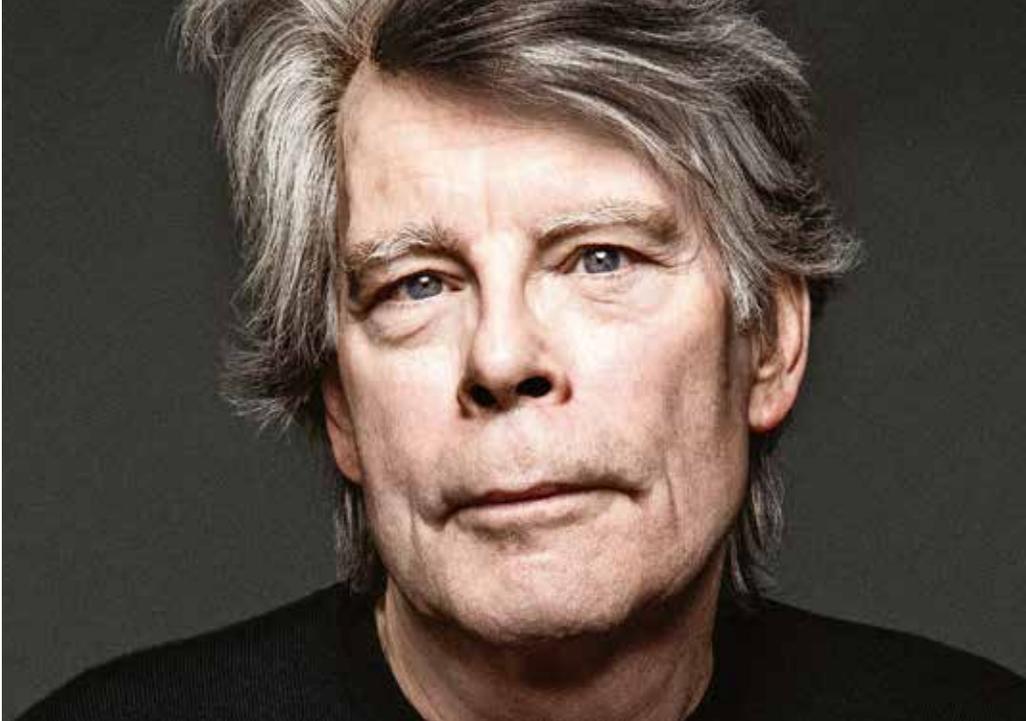
Philipp Gut, stellvertretender Chefredaktor — Johann Wolfgang Goethe ist neben Shakespeare vielleicht der grösste Dichter, den es je gab. Er gilt als Genie, als Universalgenie gar. Liest man seine Autobiografie «Dichtung und Wahrheit», tritt einem allerdings keine entrückte Legende, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut entgegen. Einer, der sucht, der irrt, der leidenschaftlich liebt und nebenbei einige Gipfelstücke der Weltliteratur schreibt. Obwohl das Buch 200 Jahre alt ist, wirkt es staubfrei und frisch, auch dank der elastischen, unpräzisen Sprache.

Johann Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit. Reclam. 1261 S., Fr. 29.90

Gruseln beim Kuschneln

Etwas Gerechtigkeit muss in Stephen Kings Welt sein. Auch in seinem neuen Roman «Mind Control».

Von Rolf Hürzeler



Unerklärliche Manipulationen: Erfolgsautor King.

Der junge Mann fühlt sich betrogen. Er baute ein Computerprogramm, das Stimmen erkennt: «Jahre bevor Apple ein solches namens Siri zum Star machte». Der enttäuschte Brady Hartsfield ist deshalb überzeugt, dass er so um einige Milliarden Dollar hintergangen wurde. Nicht lange fackeln mit dem Frust, lautet sein Entschluss, und er sprengt in einem Einkaufszentrum kurzerhand acht Menschen in die Luft: «Die Verletzten, die teilweise richtig geil gelitten haben, nicht gerechnet.»

So geht das zu im neuen Roman «Mind Control» des amerikanischen Schriftstellers Stephen King. Einige Zeit später schießt eine Polizistin Hartsfield zu einem halbkomaösen Krüppel, der ans Spitalbett gefesselt bleibt, denn etwas Gerechtigkeit muss sein in Stephen Kings Welt. Eine Reihe von Selbstmorden lässt indes Zweifel aufkommen, ob Hartsfield tatsächlich ausser Gefecht ist oder nicht doch weiterhin Unheil anrichten kann. Fragt sich nur: «Wie denn das im Krankbett?» Das Ermittlerpaar, Bill Hodges und seine Assistentin Holly Gibney, nimmt die Untersuchungen auf und stösst auf Abgründe.

Das ist eine typische Geschichte des bald 70-jährigen amerikanischen Erfolgsautors Stephen King. Der im Bundesstaat Maine beheimatete Mann gehört zur Gattung von Schriftstellern, die Jahr für Jahr ihre Lesergemeinschaft mit einem neuen Werk zufriedustellen. Über 400 Millionen Bücher hat er nach eigenen Angaben verkauft, vierzig Romane hat er geschrieben und mehr als hundert Kurzgeschichten sowie einige Drehbücher verfasst. Er sieht sich mit diesem gewaltigen Absatz in der Tradition von Charles Dickens oder Agatha Christie, wie er in der *New York Times* schrieb:



Bei King ist der wohlgeordnete Alltag nur scheinbar idyllisch.

«Niemand bei Verstand würde sagen, dass Quantität Qualität bedeutet, aber das Gegenteil zu behaupten, ist überheblich und verlogen.»

Schwere Jugend?

Qualität hin oder her, einen Markt hat King für seine Bücher gefunden: Er hat eine treue Gemeinschaft von Anhängern, die sich an seiner von Unheil bedrohten Welt ergötzen. Darunter sind Leser, die sich nach Albträumen im wirklichen Leben sehnen, Verschwörungstheoretiker oder Leute, die ein Gruseln beim

abendlichen Kuschneln im Bett lieben. In den letzten Monaten genoss King besondere Aufmerksamkeit mit seinem Roman «Es», der Geschichte vom Clown mit den messerscharfen Zähnen, der den Kleinen den Garau macht.

Kings Grundrezept ist einfach: Der wohlgeordnete, bürgerliche Alltag ist nur scheinbar idyllisch. Hinter den Kulissen lauert das Fürchterliche, und es schlägt am liebsten dann zu, wenn man es am wenigsten erwartet. So meucheln sich in seinem Roman «Mind Control» scheinbar ausgeglichene, in Harmonie lebende Menschen plötzlich selbst so, als hätte sie eine unsichtbare Hand in den Tod getrieben. «Jeder seiner Romane greift die tiefstehenden Neurosen auf, die uns alle quälen», schreibt der Stephen-King-Experte James Smythe, der den Amerikaner im *Guardian* seit Jahren publizistisch begleitet. Diese Sehnsucht nach dem Grauen erinnert an die Erkenntnis des Buchautors Eugen Sorg, der in seinem vielbeachteten Werk «Die Lust am Bösen» schrieb: «Uralte Mythen erzählen davon, wie es [das Böse] in die Welt kam, die Legenden der Völker berichten von seiner vielgestaltigen Erscheinung, Religionen warnen vor den verheerenden Folgen für diejenigen, die sich mit ihm einlassen...» Oder Stephen King in seinen Romanen: Aller Schrecken ist zwar erfunden, aber dennoch nicht zum Spassen.

Wenn einer in einer solchen Welt lebt, liegt die Frage nah: «Warum? Schwere Jugend?» Richtig; der Vater haute ab, als Stephen zwei Jahre alt war, die Mutter musste ihn und seinen Bruder allein durchbringen. Traumatisches Erlebnis? Richtig; ein enger Freund des kleinen Stephen geriet unter einen Zug, King war Augenzeuge des tödlichen Dramas. Jeder Hobbypsychologe diagnostiziert bei solch einer Vergangenheit etliches Absturzpotezial.

Stephen King scheut sich nicht, seine eigenen fürchterlichen Motive aufzufrischen, solange sie genügend Gänsehaut generieren. Das Böse in Hartsfield entlädt sich in telekinetischen Wellen, die Mitmenschen in das Elend treiben. Exakt eine solch unerklärliche Steuerung – esoterisch oder nicht – steckt auch hinter dem Üblen im Roman «Carrie», dem Buch, mit dem Stephen King 1974 den Durchbruch schaffte. Eine Highschool-Schülerin hatte genug von den Tussi-Gemeinheiten ihrer Mitschülerinnen und richtete am Schulabschlussball ein Massaker an – dank telekinetischen Fähigkeiten. Unerklärliche Manipulationen dieser Art bieten einem Horror-Autor grossartige Vorteile, er muss dem Leser das Rätselhafte nicht umständlich plausibel machen und kann dennoch von einem hübschen Blutbad schreiben, das die Ermittler ins Grübeln bringt.

King hielt die Geschichte damals allerdings für dermassen grottenschlecht, dass er das

Manuskript in einer Mülltonne versenkte. Seine Frau Tabitha Spruce fischte die Blätter heraus, zwang ihn, den Text zu überarbeiten – dann ab die Post zum Verleger Doubleday. Stephen King gehört seither zum Horror-Inventar des Grauens. Das bedeutete für ihn damals einen netten sozialen Aufstieg, denn er stopfte als Lebensunterhalt in einer Wäscherei stinkende Hotelleintücher in eine Maschine.

Wundersame Auferstehung

Das Grauen steht diesem Mann schon ins Gesicht geschrieben. Wer ein neueres Foto des fast zwei Meter langen King sieht, spürt einen leisen Schauer. Er erinnert an einen wandelnden Zombie, an einen, der das Böse persönlich kultiviert und verinnerlicht hat. Dabei soll er im persönlichen Umgang ausgesprochen milde sein; eine Art feingewaschener Teddybär, dem Rücksicht auf andere viel bedeutet.

Bei allen Gewaltorgien in seinen Büchern bleibt King im richtigen Leben stets korrekt. Denn er kennt die menschlichen Abgründe wie kein Zweiter, weil er manche selbst erlebt hat. «Bierdosen, Zigarettenstummel, Koks in

King kennt die menschlichen Abgründe wie kein Zweiter, weil er manche selbst erlebt hat.

kleinen Fläschchen, Koks in Plastiksäckchen, mit Rotz und Blut verkrustete Kokslöffel, Valium, Xanax, Flaschen mit Robitussin-Hustensirup...» All das angelte Kings Frau Mitte der achtziger Jahre eines Tages aus dem Mülleimer, vielleicht aus dem gleichen, in dem sie Jahre zuvor das Manuskript «Carrie» gefunden hatte.

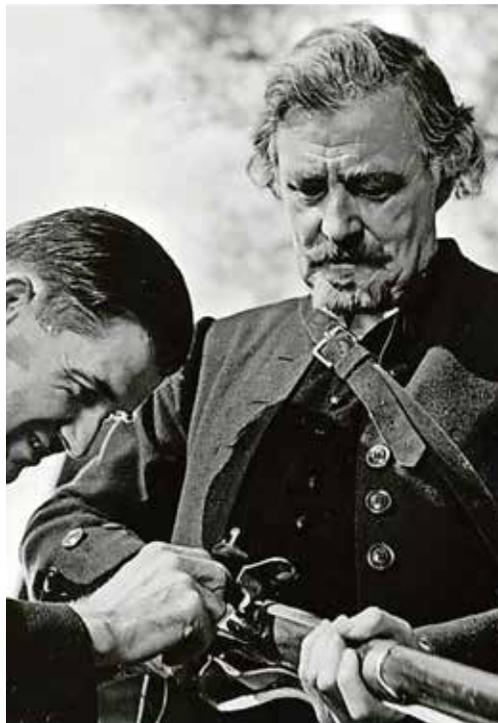
Stephen King beschreibt die Abfallszene selbst in seinem Buch «Das Leben und das Schreiben», wo sich vieles um das Vergehen dreht. Er schluckte und spritzte während Jahren in selbstzerstörerischer Manier alles, was Gott und das Gesetz verbieten. Seine Frau rettete ihn vor dem Exitus – ebenso wie das Schreiben. Lange war er Besucher bei den Anonymen Alkoholikern, wobei «anonym» in seinem Fall relativ ist. Zur Therapie hackt er nun ununterbrochen Buchstaben in den Computer, um nicht in das polytoxikomane Elend zurückzufallen. Kleiner Wink des Schicksals, was alles schiefgehen kann im Leben: Am 19. Juni 1999 fuhr ihn ein besoffener Autofahrer fast über den Jordan, Agenturen meldeten schon Kings Ende. Doch der König erlebte eine wundersame Auferstehung; in seinem Leben geschieht viel Rätselhaftes.

Stephen King: Mind Control. Heyne. 528 S., Fr. 33.90

Schweizer Klassiker

C. F. Meyer – für einmal heiter

Gottfried Keller empfand den «Schuss von der Kanzel» (1878) seines Rivalen als Übergriff auf sein Revier. Doch das Lustspiel vom Zürichsee ist grosse Literatur. Von Christoph Mörgeli



«Schuss von der Kanzel»: Verfilmung, 1942.

Im traditionsreichen «Zürcher Taschenbuch», in dessen Redaktionskommission ich sitzen darf, ragt eine Publikation weit über alle andern hinaus. Leider auch über meine. 1878 veröffentlichte Conrad Ferdinand Meyer dort seine Novelle «Der Schuss von der Kanzel». Meyer ist hinter Goethe und Mörike der drittbeste Lyriker deutscher Sprache. Gegenüber den vollendeten Gedichten nagt an seinen Romanen manch Zeitgeistiges: Vieles erscheint uns heute schwülstig und theaterartig ausstaffiert. Doch wer um dieses seelisch hochgefährdete Dichterleben weiss, das in einer Nervenklinik begann und dort im Alter wieder verdämmerte, kann die fünfzehn Jahre Lichtstrecke seines Schaffens richtig einschätzen.

Schmiedend am Amboss

In seiner produktiven Zeit blickte der Zürcher Patriziersohn vom Uferschatten seiner Behausungen am Zürichsee hinaus ins Leben. Literarisch zog es Conrad Ferdinand Meyer zu kraftstrotzenden, geschichtsträchtigen Tatgestalten, zu Leidenschaft, Macht, Verrat und Mord. «Der Schuss von der Kanzel» lässt solches zwar anklingen, bleibt aber die heiterste, lichteste Prosa in Meyers gesamtem Werk. Die Novelle führt uns ins 17. Jahrhundert und zum sagenumwobenen General Wertmüller, der zwischen kühnen Feldzügen in seiner italieni-

schen Villa auf der Halbinsel Au haust. Dies zusammen mit einem Mohren und einer türkischen Sklavin. Man munkelt, er stehe mit dem Teufel im Bunde, denn während der ganzen Nacht spucken die Kamine feurige Drachen und tanzende Glut – der General steht schmiedend am Amboss. Die gestrengen gnädigen Herren zu Zürich verdächtigen den Abenteurer des Heidentums und machen ihm den Prozess, doch er reagiert nur mit seinem dröhnenden Lachen.

Der grosse Auftritt des Generals

Ausgerechnet diese furchteinflössende Gestalt führt zwei zartliebende Menschen zusammen. Rahel, die Tochter ihres pfarrherrlichen Bruders im gegenüberliegenden Mythikon, liebt den Theologiekandidaten Pfannenstiel. Doch Pfarrer Wertmüller – mehr der Jagd als der Kanzel zugetan – will nichts wissen von einer Ehe seiner Tochter mit diesem schüchternen «Johannesgesicht». Der General indes fasst den Plan, jede Figur an den richtigen Platz zu stellen.

Vorerst muss Kandidat Pfannenstiel aber seine Männlichkeit beweisen, eine schreckliche Nacht auf der Au verbringen und seine Rahel entführen. Vor dem Gottesdienst zeigt

Meyer ist hinter Goethe und Mörike der drittbeste Lyriker deutscher Sprache.

General Wertmüller seinem Bruder eine Pistole mit schwerem Abzug und vertauscht sie dann heimlich mit einer Zwillingswaffe, die einen leichten Abzug hat. Diese nimmt der waffenvernarrte Bruder auf die Kanzel und probiert sie während des Gemeindegesangs aus. Just bei der Liedstelle «Lobet Gott mit grossem Schalle!» löst sich ein Schuss.

Nun folgt des Generals grosser Auftritt: Er verpflichtet die Kirchbesucher zu absolutem Schweigen. Und erleichtert dies mit der Schenkung eines Waldstückes an die Gemeinde. Sein Bruder darf den Talar mit der Stelle eines Schlossverwalters tauschen und dort den ganzen Tag Enten jagen. Der junge Pfannenstiel wird Pfarrer in Mythikon und Rahel seine Gattin. Doch selbst im Lustspiel bleibt bei Meyer das Ende düster: General Wertmüller bricht auf, wird von einer Krankheit niedergeworfen und haucht «Schlag Mitternacht seine seltsame Seele aus». ○

Wider den feministischen Ehrenmord

Mithu Sanyals faktenreiches Debattenbuch «Vergewaltigung» ist eine Ohrfeige gegen langgehegte Überzeugungen – nicht zuletzt einiger Feministinnen. Von Regula Stämpfli

Als wildes Kind in einem rauen Arbeiterquartier aufgewachsen, sind mir Opferkategorien schon öfter suspekt erschienen. Definitionshoheiten sind mir eh zuwider, weil dahinter immer die Irrenanstalt für Andersdenkende winkt.

Die deutsche Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal hat nun glücklicherweise ein bahnbrechendes Buch mit dem Titel: «Vergewaltigung» verfasst. Allein ihre «Triggerwarnung» ist der Hammer: «Das Ziel solcher Warnungen ist, Traumatisierte vor Retraumatisierungen zu schützen. Das finde ich wichtig. Gleichzeitig fühle ich mich aber unwohl damit, Menschen, die Opfer eines Verbrechens geworden sind, so zu behandeln, als würden sie dadurch die Fähigkeit zu lesen verlieren.»

Sanyal liefert ein äusserst erwachsenes Buch. Ihr geht es darum, über sexuelle Gewalt anders zu denken, sie in ihrem historischen Kontext zu erkennen, kritisch zu hinterfragen und neue therapeutische Ansätze für Opfer und Täter zu entwickeln. Ein wirklich extrem spannendes, kontroverses und doch versöhnliches Buch, das viele klassische feministische Positionen aufwühlt, umwühlt und neu belebt.

Das V-Wort dreht die Uhren zurück

Vergewaltigung ist nicht einfach ein Verbrechen wie jedes andere, sondern ihr kommt die Aufgabe zu, Kultur- und Machtgeschichte zu schreiben. Scham, Ehre, der Verlust der sozialen Position – alles spielt hier mit hinein: «Wenn es keine Scham gibt, muss man Gewalt anwenden, um Menschen zu beherrschen. Mit Scham kann man sie regieren, weil sie die Regeln, wie sie sich anderen Menschen gegenüber verhalten sollen, internalisiert haben» (Konfuzius).

Dass sexuelle Gewalt nicht als Ausrutscher eines Gentlemans, sondern als Verbrechen geahndet wird, war zwar ein grosses Verdienst der zweiten Frauenbewegung. Doch die Zeiten wandeln sich, und deshalb wird es immer dringlicher, den vor vierzig Jahren gültigen Diskurs zu ändern. Denn Sanyal zeigt eindrücklich, dass ausgerechnet das Reden über sexuelle Gewalt «eine der letzten Bastionen und Brutzellen für Geschlechterzuschreibungen, die wir ansonsten kaum wagen würden zu denken, geschweige denn auszusprechen – und zwar durch alle politischen Lager und Gesellschaftsschichten hindurch», ist. «Sobald wir das V-Wort in den Mund nehmen, laufen die Uhren rückwärts, und es ist für immer 1955.»

Mithu Sanyal erschüttert einige der Grundfesten feministischer Überzeugungen: Der Mann ist nicht einfach der Täter und die Frau das Opfer. Vergewaltigung ist ein Verbrechen, das alle betreffen kann – ebenso wie Mord, Totschlag und Raub. Doch die Diskussion über Vergewaltigung blendet dies aus und stärkt die Geschlechtertrennung: Der Mann ist der Aktive, der Räuber, der Eroberer, und die arme Frau ist passiv, die Beraubte und Unterwerfene. Also alles klassische Themen aus den Weltreligionen, Mythen, der Wissenschaft und Literatur. Darin gleicht der feministische Diskurs dem fundamentalistischen «Ehren»-Mord. Hüben wie drüben wüten Reinheitskonzepte, körperliche Essenztheorien und archaische Steinzeitmodelle.

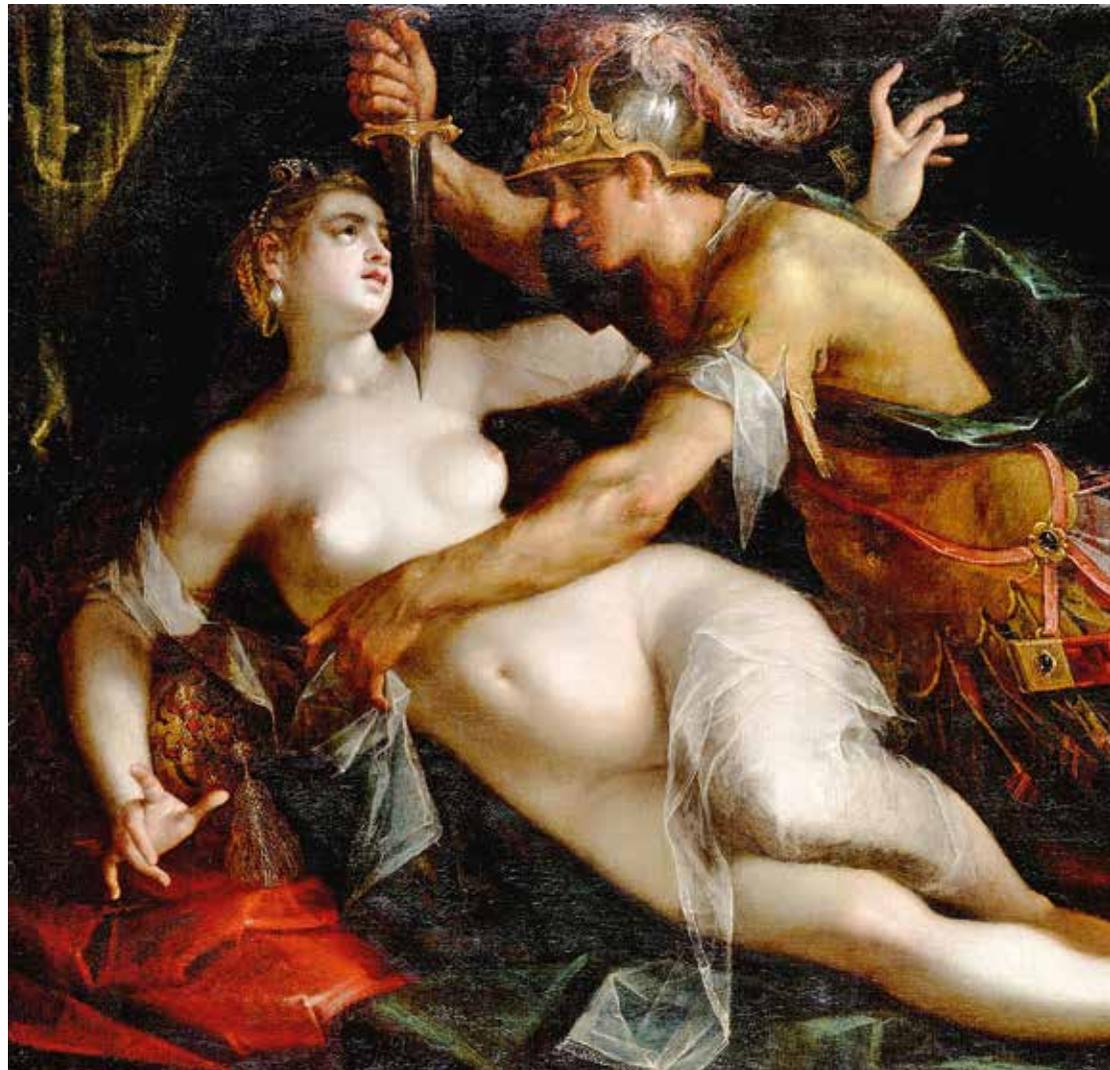
Nach dieser Erkenntnis musste ich mich erst einmal hinsetzen. Könnte es tatsächlich sein,

dass viele Feministinnen, auch ich, trotz jahrelanger Kritik und trotz ihrem Einsatz gegen die Gewalt an Frauen, ganz simpel und ideologisch auf Uraltkonzepte von Weiblichkeit und Reinheit reingefallen sind? Dass sie sich zu Mittäterinnen bei der Objekttransformation von Opfern gemacht haben?

«Ich dachte nicht, dass es das Schrecklichste war, was mir jemals zugestossen war. Es war eine widerwärtige Erfahrung, es schmerzte, ich fühlte mich gefangen. Aber ich hatte nicht das Gefühl, dass ich besonders dadurch geschändet worden war, nicht mehr jedenfalls als durch einen anderen Angriff auf meine Person oder meine Freiheit. 1961 war es noch keine Selbstverständlichkeit, dass gegen den eigenen Willen penetriert zu werden, eine Art «Seelenmord» war. Ich fühlte mich deutlich abgestossener von ihm als beschämt oder entwertet. Ein anderer Zeitgeist, zu meinem Glück» (Jenni Diski).

Vergewaltigung ist Gewalt, nicht Sex

Sanyal zeigt, wie schwer es die Konstruktionen: «Frau gleich Opfer» und «Mann gleich Täter» machen, auf die strukturellen Aspekte von Gewalt zu achten. Nicht der Penis ist die Vergewaltigungswaffe par excellence, sondern



Eine Art «Seelenmord»: Darstellung der «Schändung der Lucretia».

Armut, Prostitution, Ungleichheit, Arbeitslosigkeit, Krankheit und eine grassierende Pop-Vergewaltigungskultur. Gewalt verletzt.

Vergewaltigung hat mit Gewalt und nicht mit Sex zu tun. «Rape Culture» ist also kein biologisches Phänomen und keine reine Männerangelegenheit, sondern politische Herrschaftsstrategie. Und genau an diesem Punkt versagen alle Hashtags und Aufschreiaktionen. Solange eine Person die Identität des Opfers nicht annimmt, muss sie das Opfer auch nicht lebenslänglich leben. Natascha Kampusch: «Ich habe gesagt, dass ich kein Opfer bin, weil ich wusste: «Wenn ich das allen sage, würden sie mich nachher nie mehr als normalen Menschen akzeptieren.»»

Wichtig ist Sanyals Verweis auch hinsichtlich der Traumabewältigung. Viel zu wenig realisieren Menschen, die ständig über sexuelle Gewalt reden, dass sie damit Retraumatisierungen von Verletzten Vorschub leisten. Eine Hühnersuppe hilft mehr als ungefragte therapeutische Ratschläge von Aussenstehenden. Traumatisierungen entstehen nicht allein



«Sobald wir das V-Wort in den Mund nehmen, laufen die Uhren rückwärts.»

durch das furchtbare Erleben von Gewalt, Ohnmacht und Ausweglosigkeit, sondern auch im Danach. Welche Erzählungen, Heilungen und Kräftefelder gibt es nach erlebter Ungerechtigkeit, nach Folter und Ausgeliefertsein? Da sind die kollektiven Erzählungen entscheidend, und genau hier versagt bisher jeder öffentliche Diskurs über Vergewaltigung. Deshalb reagierte die Öffentlichkeit auch so ekelhaft auf die bewundernswürdige Natascha Kampusch oder auch auf Samantha Geimer. Die beiden hochkompetenten Menschen bieten Erzählungen über ihre erlittenen Gewalttaten, die so gar nicht in das Raster

und Bewertungsmuster von sexueller Gewalt passen wollen. Da treten Menschen auf, die ihr Recht auf ihre eigene Geschichte wahrnehmen und sich Fremdzuschreibungen – auch von Feministinnen – radikal verweigern. Es geht nie an, anderen Menschen vorzuschreiben, was und wie sie zu fühlen haben.

Opfer auf Lebenszeit

Doch genau dies geschieht. Gutmeinende Feministinnen verurteilen die Opfer zu lebenslänglich. So Naomi Wolf in ihrem Bestseller «Vagina»: «Wir müssen uns bewusst machen, dass eine Heilung zwar möglich ist, eine Frau sich aber nie ganz von einer Vergewaltigung «erholt»; sie wird nie mehr dieselbe sein wie zuvor [...]. Vergewaltigung prägt sich dauerhaft ins weibliche Gehirn ein.» Solch feministisches Reden über sexuelle Gewalt

Vergewaltigung darf nicht mehr als Verbrechen gelten, das die Essenz oder die Seele einer Frau angreift.

und Vergewaltigung kriert Teufelsmythen. So wird aus jedem Vergewaltiger ein grosser Antiheld und aus dem Opfer die vernichtete Frau. Die Gewalt und Ohnmacht entsteht so schon im Kopf. Was als Befreiung begann, ist mittlerweile Korsett pur.

Sanyals Buch erzählt souverän. Vergewaltigung darf nicht mehr als Verbrechen gelten, das die Essenz oder die Seele einer Frau angreift: Vergewaltigung ist ein brutaler Gewaltakt und soll strafrechtlich und völkerrechtlich verfolgt werden. Doch es muss eines klar werden: Das Selbst eines Menschen ist weder in den Schamlippen noch im Penis zu Hause. Falls es denn lokalisiert werden kann, dann wohl am ehesten zwischen den Ohren oder in der linken Brusthälfte.

Mithu M. Sanyal: Vergewaltigung. Edition Nautilus. 240 S., Fr. 23.90

Sprache

Fadengerade

Ein Wort will nach oben.
Von Max Wey

Menschen streben nach Anerkennung. Wörter sind da nicht anders. Sie wollen beachtet werden. Die Rede ist von einem Wort, das nach oben will. Von einem Duden-Eintrag wagt es gar nicht zu träumen. Eine Zeile in einem schweizerischen Wörterbuch würde ihm reichen. Richten wir den Scheinwerfer auf das Wort «fadengerade», das recht häufig in den Zeitungsspalten auftaucht.

Das Wort steht schon im Wörterbuch der Brüder Grimm als Synonym von «schnurgerade»: «ein gewebe fadengerade, dem faden entlang durchschneiden». Aus dem «Lexikon der Hausfrau» (Berlin, 1932): «Aufhängen der Wäsche. Jedes einzelne Stück muss fadengerade aufgehängt werden.» Der Begriff «fadengerade» ist beim Zuschnitt von Stoffen wichtig. «Den Stoff fadengerade auf 200 cm Länge zuschneiden» (*Schweizer Landliebe*). Im schweizerischen Hochdeutsch hat sich unter dem Einfluss des Dialekts eine zusätzliche Bedeutung ergeben. Im «Zürichdeutschen Wörterbuch» zum Beispiel heisst «fadegraad»: «grundehrlich, absolut gerade wie ein gespannter Faden». Man könnte hinzufügen: «direkt, unverblümt». Regula Stämpfli schreibt im *Blick am Abend* die Kolumne «Fadegrad». Unter dem Titel «Fadegrad. 13 denkwürdige Geschichten von Frauen aus Zürich» hat der Limmat-Verlag ein Büchlein herausgegeben, das vergriffen ist. «Fadegrad» heisst auch ein Wein, ein Merlot; er soll direkt, klar und schlicht sein.

Silvio Blatter schreibt in seinem Buch «Wir zählen unsere Tage nicht»: «Die junge Frau schaute ihr fadengerade in die Augen.» – «Um fadengerade Ansagen war er nie verlegen, der gute Miró» (Paulina Szczesniak im *Züritipp*). Über die Sendung «Bumann, der Restauranttester» stand in der *Aargauer Zeitung*: «Der Profi sagt seine Meinung fadengerade und unverblümt.» Ueli Schmezer vom «Kassensturz» in einem Interview: «Als einer, der an das Gute im Menschen glaubt, staune ich immer wieder, wie jemand einen fadengerade anlügen kann.» Pedro Lenz besteche durch eine fadengerade und träfe Sprache, war auf Radio SRF 1 zu hören. In der Rockmusik spricht man von fadengeraden Riffs. Eine Single kann fadengerade auf Platz eins schießen. Bei einem Penalty landet der Ball fadengerade im Tor. Karrieren können fadengerade verlaufen. Nach so viel Geradheit braucht's noch etwas Krummes. Ich kenne einen ehemaligen Bodybuilder. Versucht es bei ihm einer auf die krumme Tour, kriegt er «e Fadegradi» (eine Gerade ins Gesicht).



Vor diesen Kinderbüchern wird gewarnt

«Ist dieses oder jenes Buch für mein Kind schädlich?» – Das kommt weder auf das Buch noch auf Ihr Kind an, sondern darauf, was Sie von Ihrem Kind erwarten. Eine kritische Kinderbuchbetrachtung.
Von *Andreas Thiel*

1 — Mein grosses Baustellenbuch:

Anne-Sophie Baumann und Didier Balicevic (Gerstenberg-Verlag)

Für Kinder konservativer Eltern: Dieses Buch zeigt Baustellen, wie sie heute sind. Es fehlt die Darstellung von Baustellen, wie sie früher mal waren.

Für Kinder liberaler Eltern: Schon auf der ersten Doppelseite wird betont, was das Zeug hält. Und die zweite Doppelseite zeigt – eine faszinierende Grossstadt-Baustelle mit zehn Kränen bei Nacht. Ein Buch voller Kna-
benträume!

Für Kinder rot-grüner Eltern: Gleich sieben Betonmischer auf der ersten Doppelseite sind schockierend! Es brummen noch acht weitere Baumaschinen und ein Hafenkran, und dieser dient nicht einmal als Kunstobjekt. Dass die Kinder schon auf der zweiten Baustelle mit Nacharbeit konfrontiert werden, wirkt erst recht verstörend. Die beiden Doppelseiten «Strassenbau» und «Tunnelbau» könnten Kinder aus autofreien Familien sogar traumatisieren. Vom Brückenbau und vom Flugzeugbau weiter hinten im Buch wollen wir gar nicht erst reden. Und beim Schiffsbau handelt es sich leider um alles andere als um einen Kulturbetrieb.



Anlagestrategie? «Mein grosses Fahrzeugbuch».

2 — Mein grosses Fahrzeugbuch:

Anne-Sophie Baumann und Didier Balicevic (Gerstenberg-Verlag)

Für Kinder konservativer Eltern: Dass auf der ersten Doppelseite gleich ein Altbau abgerissen wird, ist schade. Die Schweinchen auf dem Viehtransportaufleger bei den Nutzfahrzeugen jedoch sind niedlich.

Für Kinder liberaler Eltern: Dass auf der zweiten Doppelseite der Altbau durch ein



Viele Baugesetze verletzt: «Serafin und seine Wundermaschine».

Mehrfamilienhaus ersetzt wird, ist anlagestrategisch sehr vernünftig.

Für Kinder rot-grüner Eltern: Das Buch beginnt mit einem empörenden Fall von Immobilienspekulation und – angesichts des kapitalistischen Hintergrundes dieses Delikts – vermutlich auch von Geldwäscherei. Und

Der Viehtransporter haut jeden vegetarischen Säugling aus den Birkenstöcken.

der mit Schweinen beladene Viehtransporter haut jeden vegetarischen Säugling aus den Birkenstöcken. Und dass die grossen, modernen

Hochseefischerboote mit weissen Seeleuten besetzt sind, während dunkelhäutige Fischer aus Indonesien und Senegal ihre Netze von Hand auswerfen, ist rassistisch. Wer möchte seinem Kind denn die verstörende Nachricht zumuten, dass in diesen Ländern tatsächlich von Hand gefischt wird? Wie auf unseren Seen ja auch? Aber das ist etwas anderes, denn bei unseren Binnenseefischern handelt es sich bekanntlich um Tierquälerei.

3 — Serafin und seine Wundermaschine:

Philippe Fix (Diogenes-Verlag)

Für Kinder konservativer Eltern: Beim individuellen Ausbau seiner Villa hat Serafin viele Baugesetze verletzt. Das geht nicht.

Für Kinder liberaler Eltern: Serafin kämpft mit viel Fantasie gegen den Abriss seines alten Hauses, das einer grossen Überbauung weichen soll.

Für Kinder rot-grüner Eltern: Das Haus ist viel zu gross für Serafin und seinen jungen Freund Plum. Serafin zeigt sehr wenig Sozialkompetenz, wenn er sich gegen den verdichteten Wohnungsbau der Stadtplaner wehrt. Dass Plum minder-

Zum Glück gewinnen dann doch noch die sozialen Stadtplaner.

jährig ist, verunmöglicht zudem die Homo-Ehe mit dem älteren Serafin, wodurch ein alter Kindertraum brutal zerstört wird. Zum Glück gewinnen dann doch noch die sozialen Stadtplaner. Dass sich aber Serafin und Plum einer gerechten Strafe entziehen, indem sie vom Dach ihres Hauses aus mit bloss vier Treppenstufen eine Treppe in den Himmel bauen, wobei sie jeweils einfach die unterste Stufe von der kurzen Treppe abnehmen und sie oben ansetzen, um dann die nächste Stufe unten abzunehmen und oben anzusetzen und so fort, ist für ein staatsgläubiges Kind nicht lustig mitanzusehen.

4 — Serafin gegen Serafin:

Philippe Fix (Diogenes-Verlag)

Für Kinder konservativer Eltern: Der fantasievolle Serafin wird von der Werbebranche entdeckt und als Werbeträger für das Mineralwasser «Blubbersprudel» benutzt. Das ist lustig. Dass er sich dagegen wehrt, macht irgendwie keinen Sinn.

Für Kinder liberaler Eltern: sehr lehrreich. Das Copyright auf sich selbst ist eine Stütze der Freiheit.

Für Kinder rot-grüner Eltern: Serafin wehrt sich gegen die Werbeindustrie und somit gegen den Kapitalismus. Er fährt zwar auch mal Auto, parkiert dieses aber umweltgerecht nicht in der Stadt, sondern auf dem Land.

5 — Serafin lesen verboten:

Philippe Fix (Diogenes-Verlag)

Für Kinder konservativer Eltern: Im dritten und letzten Band gibt Serafin ein schlechtes Vorbild für Kinder ab. Seine Auflehnung gegen die Staatsgewalt bedroht die öffentliche Ordnung. Ohne gültige Papiere hat Serafin in einem Kinderbuch sowieso nichts verloren.

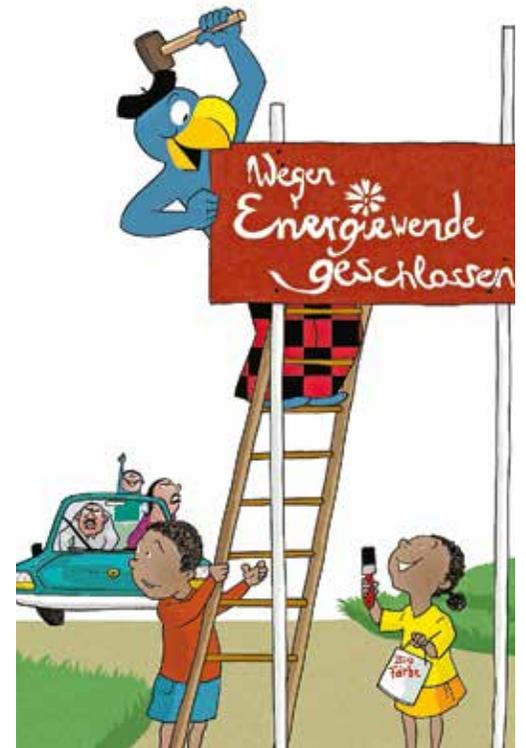
Für Kinder liberaler Eltern: Endlich mal ein Kinderbuch, welches den Liberalismus auf fantasievolle und unterhaltsame Weise vermittelt. Serafins Kampf gegen die Bürokratie ist vorbildlich. Dass er am Ende der Geschichte mit einer selbstgebauten Dampfmaschine, die am Laufmeter hohe Eisengitter schmiedet, sämtliche Amtsgebäude einzäunt und alle Beamten in ihren Amtsstuben einsperrt, zählt zum Besten, was einem Kinderbuchautor je in den Sinn gekommen ist.

Für Kinder rot-grüner Eltern: Dies ist der übelste Band von allen dreien. Serafin verfällt dem Neoliberalismus. Es handelt sich um einen pädagogischen Sündenfall. Kein Wunder, war dieser dritte Band jahrelang vergriffen. Serafin ist ein alter, weisser Mann ohne Hochschulbildung und ohne feste Arbeit, also eindeutig ein Rechtsextremer. Solche Bücher gehören verboten.

6 — Globi und die Energie:

Atlant Bieri und Daniel Müller (Globi-Verlag)

Für Kinder konservativer Eltern: Na ja!



Bessere Welt: «Globi und die Energie».

Einerseits ist es der Globi, und er ist auf der Linie der CVP-Bundesrätin. Andererseits – also ich weiss nicht.

Für Kinder liberaler Eltern: Hier geht es nicht um Wissenschaft, sondern nur um Propaganda.

Für Kinder rot-grüner Eltern: Ein sehr wahres Buch des Bundesamts für Energie und Umwelt. Damit werden zukünftige Wählerinnen und Wähler sanft auf die Haltung der Regierung vorbereitet, und sie lernen schon früh, dass diese Welt eine bessere Welt wäre, wenn sich mehr Eltern an die Abstimmungsempfehlungen des Bunderats halten würden. ○

TOM HANKS

DIE WAHRE GESCHICHTE HINTER DEM WUNDER VOM HUDSON RIVER

SULLY

JETZT IM KINO

VILLAGE ROADSHOW PICTURES km /WarnerBrosSchweiz YouTube /WarnerBrosSchweiz #Sully

Top 10

Knorr's Liste

1	Hell or High Water	★★★★★
	Regie: David Mackenzie	
2	Florence Foster Jenkins	★★★★☆
	Regie: Stephen Frears	
3	A Good Wife	★★★★☆
	Regie: Mirjana Karanovic	
4	Dirty Cops: War on Everyone	★★★★☆
	Regie: John Michael McDonagh	
5	Café Society	★★★★☆
	Regie: Woody Allen	
6	Doctor Strange	★★★★☆
	Regie: Scott Derrickson	
7	Deep Water Horizon	★★★☆☆
	Regie: Peter Berg	
8	American Pastoral	★★★☆☆
	Regie: Ewan McGregor	
9	Bridget Jones's Baby	★★★☆☆
	Regie: Sharon Maguire	
10	Fantastic Beasts and ...	★★★☆☆
	Regie: David Yates	

Kinozuschauer

1 (1)	Fantastic Beasts and ... (3-D)	33 056
	Regie: David Yates	
2 (-)	Florence Foster Jenkins	9093
	Regie: Stephen Frears	
3 (2)	Willkommen bei den Hartmanns	8941
	Regie: Simon Verhoeven	
4 (-)	Deepwater Horizon	7125
	Regie: Peter Berg	
5 (3)	Jack Reacher: Never Go Back	6015
	Regie: Edward Zwick	
6 (4)	Doctor Strange	4478
	Regie: Scott Derrickson	
7 (5)	Trolls (3-D)	4266
	Regie: Mike Mitchell, Walt Dohrn	
8 (8)	Pettersson und Findus 2	4074
	Regie: Ali Samadi Ahadi	
9 (-)	Bad Santa 2	3472
	Regie: Mark Waters	
10 (7)	The Girl on the Train	3433
	Regie: Tate Taylor	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Game of Thrones – Staffel 6 (Warner)
2 (1)	Independence Day: Wiederkehr (Fox)
3 (2)	Ein ganzes halbes Jahr (Warner)
4 (3)	Ice Age 5 – Kollision voraus! (Fox)
5 (4)	Central Intelligence (Universal)
6 (-)	Arrow – Staffel 4 (Warner)
7 (-)	Schellen-Ursli (TBA)
8 (-)	The Beatles: Eight Days ... (Impuls)
9 (5)	Star Wars – Das Erwachen ... (Disney)
10 (8)	Zoomania (Disney)

Quelle: Media Control



Fliegerische Brillanz: Chesley Sullenberger (Tom Hanks, r.) in «Sully».

Kino

Das Wunder von New York

Clint Eastwood verfilmte die spektakuläre Notwasserung einer Linienmaschine auf dem Hudson River – mit allen Vorwürfen, die dem Captain gemacht wurden. *Von Wolfram Knorr*

Brace for impact» – «Fertigmachen für den Aufprall», befiehlt mit ruhiger Stimme Captain Chesley «Sully» Sullenberger (57). Sekunden später kracht das Heck des Airbus A 320 ins Wasser des Hudson River vor Manhattan. Das war, am Nachmittag des 15. Januars 2009, die wohl spektakulärste Notlandung eines Verkehrsflugzeugs. 150 Passagiere und 5 Crew-Mitglieder waren an Bord und überstanden alle wohlbehalten die aberwitzige Notwasserung. Als «Wunder vom Hudson» machte sie Geschichte und den hochprofessionellen Pilot Sullenberger zum Helden.

Ein Traumstoff für Hollywood mit einem Champion, den man nicht erfinden muss; nicht verwunderlich, dass Clint Eastwood ihn aufgriff. Denn das Œuvre des inzwischen 86-Jährigen ist geprägt von Kraftkerlen, die über sich hinauswachsen, aber keineswegs nur mit hochfahrendem Pathos. Seinen Mistern America werden Steine in den Weg gelegt, ihre Aufstiege sind oft von sinisterer Tücke; wie etwa im Film «Flags of Our Fathers» (2006), der die Hintergründe der berühmten Flagge auf dem Berg Suribachi schildert, die sechs GIs hissten. Ihr Patriotismus wird zum Zweck einer höheren Staatsräson verfälscht. Staatliche Eingriffe, die Eastwood schon immer auf die Palme brachten und zum eingefleischten Republikaner werden liessen.

In «Sully» ist es die Flugsicherheitsbehörde National Transportation Safety Board (NTSB), die Sullenberger (Tom Hanks) und seinem Co-Piloten Jeff Skiles (Aaron Eckhart) ihren Erfolg vermiesen wollen. Von einem Ausschuss müssen sie sich fragen lassen, warum sie nicht auf den La-Guardia-Flughafen zurückgekehrt seien, wie es Sullenberger mit dem Alkohol halte und wie seine Ehe sei. Wie vor einem Tribunal müssen sich die Piloten für ihr Tun rechtfertigen. Eastwood verbirgt nicht, dass er die Ermittler für Sesselfurzer hält, die keine Ahnung von Herausforderungen dieser Grössenordnung haben. Genau dieser Aspekt am Script von Todd Komarnicki, das sich auf Sullenbergers Buch «Sully – Das Wunder vom Hudson» stützt, gefiel ihm: Eine ausserordentliche Leistung in einer extremen Situation braucht erst die Absegnung durch eine staatliche Instanz. «Sully», eine Art Anti-Katastrophenfilm, setzt die Dramaturgie des Genres ein, um es mit «Verhör»-Szenen der Kommission zu konterkarieren. Das ist brillant und von hoher Emotionalität.

Die Beinahe-Katastrophe beginnt mit den Piloten, den Passagieren und kurzen Rückblenden. Kaum in der Luft, kommt es zu einem sogenannten Vogelschlag, durch Gänse, die in die Düsen der Maschine krachen und einen Brand auslösen. Sullenberger meldet den Notfall, ver-

sucht eine Rückkehr, doch die Maschine fällt und droht in Gebäude zu crashen. Ihm bleibt nur die extrem heikle Landung auf dem Hudson, die dem Piloten auch gelingt. New York, fast die ganze Welt sind davon hin und weg – nur eben nicht die Flugsicherheitsbehörde. Computersimulationen sollen Sullenbergers «unverantwortliches» Handeln beweisen. Tun sie natürlich nicht, es fehlt ihnen der menschliche Faktor. Spätestens hier spürt man Eastwoods tiefsitzenden Groll. Tom Hanks spielt den Captain mit angenehm spröder, magistraler Würde. Stationen seiner Laufbahn, vom Flugschüler bis zum Kampfpiloten, werden ohne Pathos dazwischengeschnitten und dienen als Beleg seiner flugtechnischen Brillanz, ignoriert von staatlicher Bevormundung. ★★★☆

Weitere Premieren

Little Men — Jakes Eltern ziehen ins Haus, das sie vom Opa geerbt haben und in dem die Schneiderin Leonor (Paulina Garcia) mit ihrem Sohn Tony (Michael Barbieri) wohnt. Jake (Theo Taplitz) und Tony werden dicke Freunde, doch ihre Freundschaft beginnt unter den Spannungen ihrer Eltern zu leiden. Denn Jakes Vater (Greg Kinnear) und seine Mutter (Jennifer Ehle) drücken Geldsorgen und wollen deshalb, dass die Schneiderin entweder auszieht oder die höhere Miete akzeptiert. Wie die Geldsorgen der



Entspannte Wahrhaftigkeit: «Little Men».

Fragen Sie Knorr

Am 9. Dezember wird Kirk Douglas hundert. Er ist ja wohl die letzte lebende Hollywood-Legende. Stimmt es, dass er dafür sorgte, dass der Name von Dalton Trumbo als Autor von «Spartacus» genannt wurde, obwohl er auf der schwarzen Liste stand? H. S., Basel

Ja, stimmt, aber indirekt geht das auf Regisseur Stanley Kubrick zurück. Als Douglas und Co-Autor Eddie Lewis zusammensassen, hirnten sie, welcher Name im Vorspann als Autor genannt werden sollte. Erst schlugen sie Eddie Lewis vor, doch der wehrte sich, weil



Erwachsenen das Leben und Verhalten ihrer halbwüchsigen Söhne beeinflussen, hat der Independent-Regisseur Ira Sachs («Love Is Strange») mit sensibler Genauigkeit und entspannter Wahrhaftigkeit eingefangen. ★★★☆



Ermittlungen: «Operation Avalanche».

Operation Avalanche — Die CIA glaubt, ein russischer Maulwurf sabotiere ihr Apollo-Programm und schickt deshalb zwei Agenten als Dokumentarfilmer getarnt aufs Gelände der Nasa. Was sie im Laufe ihrer Ermittlungen entdecken, entpuppt sich für sie als lebensgefährlich. Matt Johnson («The Dirties») drehte, ähnlich wie die Regisseure von «Blair Witch Project», in einer pseudo-dokumentarischen Manier, die nicht wirklich aufgeht. Die ständig in Bewegung befindliche Kamera und die Agenten sorgen immerhin für eine Prise Humor. ★★★☆

Le confessioni — Vertreter und Vertreterinnen der G-8-Staaten treffen sich zu einem geheimen Gipfel an der Ostsee. Geladen hat der Franzose Daniel Roché (Daniel Auteuil), der zum Erstaunen der anderen einen Pater namens Salus (Toni Servillo) im Schlepptau hat. Roché braucht ihn zur Beichte, danach stirbt Roché, und die Geladenen sind verstört. Verständlich, Salus (!) schwebt wie das schlechte Gewissen durch die Gänge. Gespreizter Polit-Bedeutungs-Quatsch. ★★★☆

das Buch ja Trumbo geschrieben hatte. Dessen Pseudonym Sam Jackson wollte Douglas nicht. Da kam Kubrick und sagte, man solle doch seinen Namen nennen. Douglas und Lewis waren entsetzt über Kubricks Schamlosigkeit, der ja nichts geschrieben hatte. Kubrick war das offenbar egal. Darob platzte Douglas der Kragen, und er entschloss sich, Trumbos Namen trotz des Verbots zu nennen.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

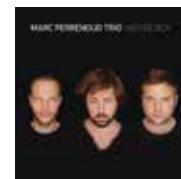
Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Selbstgespräche und Metamorphosen

Von Peter Rüedi

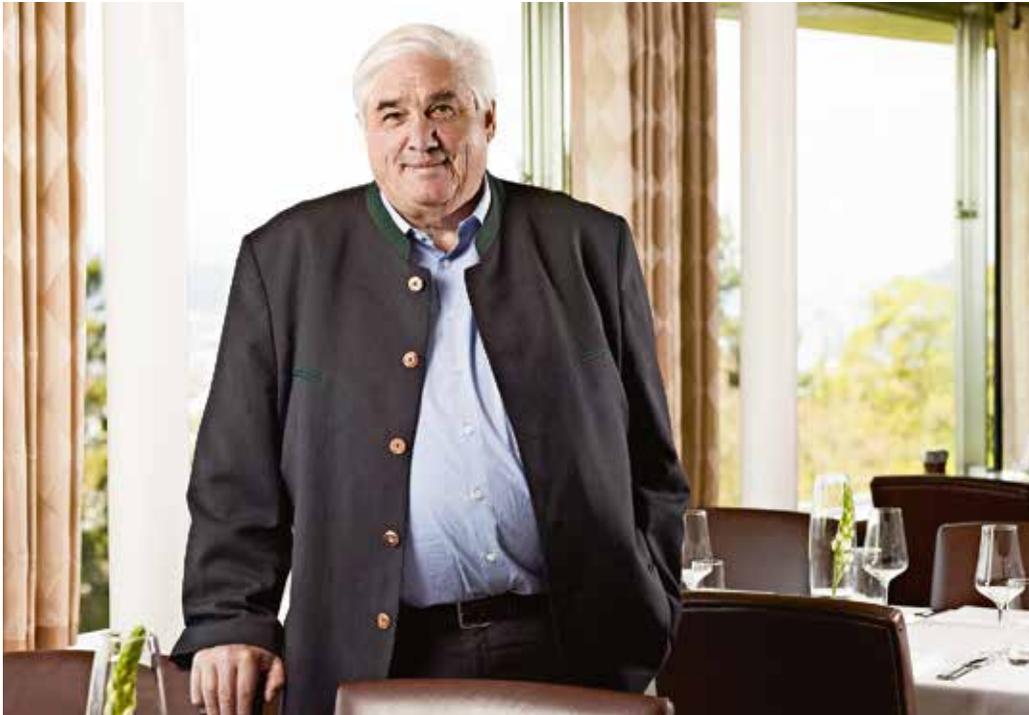
Marc Perrenoud, 1981 in Berlin geboren, aufgewachsen in der Romandie (und immer noch dort beheimatet, in Genf), arbeitet meistens mit einem staunenswert eingespielten Trio (mit Marco Müller am Bass und Cyril Regamey an den Drums). Die Powertruppe, deren Musik sich an jüngeren Formationen wie dem Esbjörn Svensson Trio oder The Bad Plus orientiert, daneben aber auch in der Nachfolge von Altvater Bill Evans an feineren impressionistischen Spitzen klöppelt, hat soeben ihr viertes Album veröffentlicht. Es heisst, wie der einzige darauf enthaltene Standard, «Nature Boy», eine der Paradenummern von Nat «King» Cole. Perrenoud und Co. reizen den harmonisch reichen Song bis in die fragilsten Verästelungen aus: ein Meisterwerk, wie die ganze CD. Wenig vorher hatte sich Feingeist Perrenoud solo ins Studio begeben. «Ich wollte einen Blick auf mich selbst im Spiegel werfen. Ich kann nicht sagen, ich sei darob erschrocken, wie es einige andere Künstler von ihren Solo-Erfahrungen berichten, aber es war eine komplexe Erfahrung – alles zu geben, was in dir steckt, und auch deine Grenzen zu akzeptieren. [...] Grundsätzlich, und das ist vielleicht ein Paradox, war das Schwierigste, meinen Platz in dieser «Band» zu finden», der Band, gebildet aus «me, myself and I». Perrenoud ist ein brillanter Pianist, der als Referenzpunkte die Bach-Interpretationen von Glenn Gould und den Bebop-Meister Bud Powell nennt. Beides ist nachzuvollziehen. Beschäftigt er sich mit Standards, etwa Jerome Kerns «All the Things You Are», Horace Silvers «Nica's Dream», auch Coltranes «Naima», nimmt er sich die Vorlagen so eng zur Brust, dass sie schon in der Exposition eine wundervolle Metamorphose erleben: in der Verschränkung von beidhändig gegeneinandergesetzten Melodielinien oder in kühn ins Vieldeutige verschobenen changes. Seine Virtuosität verdankt Perrenoud seinem klassischen Erbe. Er ist aber auch ein rhythmisch raffinierter Improvisator mit ansteckender Spielfreude und viel Vergnügen an der Überraschung – seiner selbst und der seiner Zuhörer.



Marc Perrenoud Solo Piano:
Hamra. Unit UTR 4707
Marc Perrenoud Trio:
Nature Boy. Double Moon
DMCHR71167

Geheimnis gelüftet

Jacky Donatz' Zukunft und weitere News aus der Gastroszene; Party fürs neue «Who is Who in Zürich». Von *Hildegard Schwaninger*



Bald im Zürcher Niederdorf: Koch Donatz.

Jetzt ist das Geheimnis um die Zukunft von Starkoch **Jacky Donatz** gelüftet: Er übernimmt die Beiz «Zum Grobe Ernst» im Zürcher Niederdorf. Donatz kocht an seinem 65. Geburtstag, dem 27. Dezember, zum letzten Mal im Fifa-Restaurant «Sonnenberg», ehe dort Starkoch **Marcus G. Lindner** die Kelle übernimmt. Dann geht Jacky Donatz nach St. Moritz in die «Meierei». Dort hilft er **Reto Mathis** (auch Starkoch) von der Corviglia, der das Lokal kürzlich übernommen hat.

Die Wirtschaft «Zum Grobe Ernst» war jahrzehntelang eine Kultbeiz an der Stüssihofstatt, geführt wurde sie in den letzten Jahren von **Ursula Burgués**. Sie schliesst das Lokal am 31. Dezember und begibt sich auf Weltreise.

Das Haus gehört der Stadt, das Lokal «Zum Grobe Ernst» wird total umgebaut, im März



Hit am See: Péclard (l.), Weber.

2017 soll es wieder eröffnet werden. Mit Jacky Donatz als Patron zieht auch ein neuer Name ein. Geplant ist «Ochs». Denn Donatz, der mit seinen Fleischgerichten berühmt wurde, möchte dort Ochsenfleisch servieren. Ochs ist bekanntlich zarter als Rindfleisch.

Einen Restaurantwechsel hat auch **Paul Senn**, der ehemalige Restaurantchef der «Kronenhalle», hinter sich. Im «Quai 61», das **Freddy Burger** gehört, war ihm keine lange Zeit beschieden, jetzt ist er Gastgeber im «Churrasco» an der Stampfenbachstrasse, gleich neben dem Hotel «Central».

Das «Baur au Lac», wo letzte Woche bei hohem Publikumsgebränge der Weihnachtsbaum erleuchtet wurde, setzt neuerdings auf urchige Gemütlichkeit. Mitten im Garten des Nobelhotels steht bis 31. Dezember eine Holzhütte, wo Fondue und Raclette serviert werden: das «Chalet au Lac».

Heisse News aus der Zürcher Gastroszene: Ab Frühjahr 2017 übernimmt Tausendsassa **Michel Péclard**, zusammen mit seinem Geschäftspartner **Florian Weber**, den «Mönchhof» in Kilchberg sowie das «Portofino» in Thalwil. Der «Mönchhof», das älteste Gartenrestaurant am Zürichsee, wird seit vierzig Jahren von **Marcel Capecchi** geführt (und heute, mit seiner Unterstützung, von seinem Sohn **Marcello Capecchi**). Péclard tröstet sich damit über die Behördenauflagen hinweg, die seinem Ent-

husiasmus im «Fischers Fritz» einige Zügel auferlegten. So musste er – wegen Lärmklagen der Anwohner – den beliebten Sonntags-Brunch auf dem Campingplatz aufgeben und die Fondue-Beiz schliessen. Dafür hat Péclard zurzeit den Hit mit dem «Kiosk», dem kleinen Restaurant auf der Zürcher Seepromenade. Dort gibt **Felix Eppisser** gerade ein eindruckliches Gastspiel (bis 4. Dezember), ab 6. Dezember kocht **Irma Dütsch**.

Das *Who is Who in Zürich* ist nicht ganz ernst zu nehmen. Trotzdem konnte die Hochglanzpublikation jetzt ihren zehnten Geburtstag feiern – und keine Geringere als die Zürcher Stadtpräsidentin schrieb das Vorwort. Kurz: Das *Who is Who* lebt, und wer drin ist und sich damit zu den «200 prominentesten Persönlichkeiten» der Stadt zählen darf, freut sich. Streicheleinheiten für die persönliche Eitelkeit!

Es hat sich einiges geändert beim Promi-Nachschlagewerk, das vom Werber **Eugen Baumgartner** erfunden wurde. Jetzt hat er es verkauft. Der neue Besitzer heisst **Fabian Schwarzenbach**. Er ist weder mit dem «Dolder Grand»-Besitzer noch mit der Zürcher Seidenindustrie verwandt. Er ist ein freier Journalist aus Basel, der mit dem *Who is Who* seine ersten Schritte als Herausgeber macht. Mit dessen Gründer liegt er bereits im Streit. Baumgartner war zur Zehn-Jahr-Jubiläumsparty nicht eingeladen. Im Gegenteil: Er hat von Schwarzenbach



Einiges verändert: Schwarzenbach.

bereits eine Klage am Hals. Wegen Plagiats. Baumgartner soll für seine Website Promitipp aus dem *Who is Who* abgeschrieben haben. Demnächst treffen sich die beiden vor Gericht.

An der Launch-Party im «Icon Club» im «Tao's» wurde zum Champagner die frischgedruckte VIP-Fibel gereicht. Viele unbekannte Grössen sind drin. Hauptsache, sie sind jung und geben ein halbwegs gutes Foto ab. Unter den Gästen: Buchautorin **Yvonne Eisenring** («Ein Jahr für die Liebe»), Schriftsteller/Rechtsanwalt **Melchior Werdenberg** alias **Hans Baumgartner**, Kommunikationsberater **Walter De Gregorio**, Catering-Unternehmerin **Nina Früh**, Fotografin/Visagistin **Adriana Tripa**.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Ein wunderbares Gefühl

Die Layouterin Silvia Ramsay, 40, und der Lehrer und DJ Philip Schmassmann, 41, haben kürzlich geheiratet. Sie erzählen, was man voneinander lernen kann. *Teil 2*



«Für uns»: Brautpaar Schmassmann Ramsay.

Philip: An Silvia schätze ich ihre Menschlichkeit sehr. Ich liebe ihre Art, wie sie auf Menschen, die sie nicht kennt, zugeht und mit ihnen kommuniziert. Ich bewundere sie in ihrer Rolle als Mutter und wie sie auch mit den Freundinnen und Freunden ihrer Töchter eine Beziehung aufbaut und einen Ort der Begegnung und der Freundschaft kreiert. Silvia sagt, was sie denkt. Das kann weh tun, öfter hilft es aber auch, sich selbst weiterzuentwickeln. Und es ist ein guter Ausgleich zu meiner eher zurückhaltenden Art. Und: Mit Silvia kann auch der banalste und alltäglichste Moment sinnlich und romantisch werden. Das liebe ich an ihr.

Silvia: Es gibt so vieles, was ich Philip verdanke; unter anderem bin ich selbstbewusster, ruhiger und gelassener geworden. Ich bin ein Arbeitstier, er ist eher der Ruhige; davon können wir beide profitieren. Philip hat ein unglaubliches Wissen, ist sehr belesen und hat gute Manieren, und damit bereichert er die ganze Familie. Dazu ist er für mich der sinnlichste Mann, den ich je kennengelernt habe. Philip ist neugierig und nerdig und hat einen ausgezeichneten Musikgeschmack. Er ist verantwortungsbewusst, ruhig und eher pragmatisch und ein ausgezeichneter Filmkenner, er kocht gerne und probiert immer

wieder etwas Neues aus. Zudem riecht er unglaublich gut.

Philip: Wir haben aus romantischen Gründen geheiratet und weil wir uns lieben und wir das so für uns festhalten wollten. Und weil wir ein Hochzeitsfest feiern wollten. Und irgendwie auch, um der «Aussenwelt» zu zeigen, dass wir zusammengehören. Ganz romantisch. Ganz egoistisch. Für uns.

Silvia: Ich wurde von einer Freundin in einem goldenen Volvo aus den Siebzigern zum Standesamt chauffiert. Den Apéro hatte unsere Trauzeugin in einem romantischen Garten in der Altstadt von Zürich organisiert. Es war der erste sommerlich heisse Tag in diesem Jahr. Es war grossartig! Wir haben den ganzen Tag geniessen können. Das grosse Hochzeitsfest fand ein paar Monate später statt. Für unsere Gäste haben wir ein Hotel und ein Naturfreundehaus gemietet und den Koch vor Ort organisiert. Es gab viel elektronische Musik, fluoreszierende Seifenblasen und *visuals*, die meine Tochter und ihr Freund beitrugen. Von Philip wünschte ich mir einen elektronischen Live-Act. Später veranstalteten unsere Freunde ein Vulkanfeuerwerk mit 3-D-Brillen und Himmelslaternen. Es war wunderschön, ein rau-

«Die Hochzeit war viel intensiver und schöner, als ich mir das vorgestellt hatte.»

schendes Fest mit unseren lieben Freunden und der Familie zu feiern! Am Morgen gab es dann einen köstlichen Brunch und eine Wasserballonschlacht für die Kinder.

Philip: Als ich Silvia dann vor dem Standesamt zum ersten Mal im Hochzeitskleid, mit Hochzeitsfrisur und Hochzeits-Make-up sah, war ich völlig hin und weg. Sie sah bezaubernd aus. Dazu noch alle vier Töchter in Weiss. Es war ein Traum. Die Hochzeit war viel intensiver und schöner, als ich mir das vorgestellt hatte. Vor allem überraschte mich, wie anders es sich anfühlte, verheiratet zu sein. Ein wunderbares Gefühl.

Protokoll: Franziska K. Müller

Hassan

Von Andreas Thiel — Die Wahrheit liegt nicht immer im Wein.

Barkeeper: Halten Sie ihren Hund zurück, Kampfhunde sind hier nicht erlaubt!

Thiel: Keine Angst, der Hund beisst nicht. Schön bei Fuss, Hassan! Hassan, gaaanz ruhig! Gaaanz ruhig, Hassan!



Barkeeper: Tut mir leid, Hunde sind hier grundsätzlich nicht erlaubt.

Thiel: Hassan, siehst du den Barkeeper da? Das ist dein Feind! Fass ihn, Hassan! Fass!

Barkeeper: Der Hund schaut mich ja bloss an und wedelt mit dem Schwanz.

Thiel: Sehen Sie? Der Hund ist ganz friedlich. Er weiss, dass er auch seine Feinde lieben soll. Eigentlich wollten wir ihn ja «Jesus» taufen. Aber das hätten die Leute falsch verstanden. Jesus ist bei uns kein Hundename. «Buddha» ging auch nicht, weil dann die Deutschen gedacht hätten, der Hund heisse «Butter».

Barkeeper: Hahaha! Sie sind lustig! Darf ich Ihnen ein Bier offerieren?

Thiel: Danke, aber ich trinke kein Bier.

Barkeeper: Wieso nicht? Sind Sie Antialkoholiker?

Thiel: Nein. Aber da der Nationalsozialismus in München aufgekommen ist, bin ich dem Bier gegenüber etwas kritisch eingestellt.

Barkeeper: Wie meinen Sie das?

Thiel: Wäre der Nationalsozialismus im Rheingebiet oder an der Mosel entstanden, würde ich heute keinen Wein trinken. Dem ist aber nicht so. Deshalb trinke ich Wein. Aber das Bier ist mir suspekt. Zudem hat der Schweizer Wein unglaublich an Qualität gewonnen.

Barkeeper: Hätten wir von 1930 bis 1991 kein Bierkartell gehabt, hätten wir heute auch eine vielfältigere Bierkultur in der Schweiz.

Thiel: Wäre die Kulturszene nicht dermassen staatlich subventioniert, hätten wir auch eine vielfältigere Kulturszene in der Schweiz.

Barkeeper: Hahaha, was für einen Wein hätten Sie denn gern?

Thiel: Einen roten. Obschon ich diese Farbe politisch ablehne.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Big Is Beautiful

Von Peter Rüedi



Ich bin ja ein Skeptiker gegenüber saisonalen Weinangeboten, bei allem Verständnis für den Argumentationsnotstand des Fachhandels. Was mich betrifft, so kann ich beim besten Willen nicht zwischen Sommer- und Winterweinen unterscheiden, wer einen interessanten Rosé mag, trinkt ihn nicht nur zur Sommerzeit, nein, auch im Winter, wenn es schneit – die Frage ist allein, ob der Wein etwas taugt oder nicht. Nicht anders geht's mir mit den gerade eben aktuellen «Festtagsweinen». Ein guter Wein macht das Fest, nicht umgekehrt. Was allenfalls stimmt: Über die offiziellen Festtage pflegen sich grössere Tischgesellschaften zu versammeln, und im Glücksfall ist die Verwandtschaft ja so, dass man sie sich nicht erst passabel trinken muss, sondern ihr gern von Beginn weg etwas Gutes gönnt. Dann schlägt die Stunde der grossen Formate, von denen wir längst wissen, dass in ihnen der Inhalt besser reift, die wir aber für ein Tête-à-Tête doch eher zögerlich öffnen, es sei denn, wir hätten einen Falstaff zu Gast. Von gewissen Tricks mal abgesehen (den Rest eines Grossformats füllt man mit einem Trichter in eine prosaische flexible PET-Flasche, bei der man den letzten Rest Luft rausdrückt), rufen grosse Formate nach grosser Gesellschaft, ab der Bordeauxer Doppelmagnum (3 l, im Burgund schon Jeroboam genannt), sicher aber ab der Jeroboam (4,5 l, im Burgund: Rehoboam), der Imperiale (6 l, Burgund: Methusalem) usw. mit den babylonischen Übergrössen bis zur Nebukadnezar (15 l). Weil aber wie gesagt zuweilen die Flasche das Fest macht, könnte das Grossformat auch mal der Anlass sein, eine Gruppe von lebenslustigen Freunden zu versammeln. Ein praktischer Anfang wäre die Doppelmagnum La Revilla, von der Gerstl den Nullneuner (Superjahrgang!) für Fr. 81.– anbietet. Sieht toll aus, vor allem ist der Ribera del Duero aus einer hochgelegenen Einzellage auch fabelhaft: viel Power (14,5% Alkohol), aber ebenso viel Raffinement; dunkle Frucht (Pflaumen, Cassis, Kirschen), am Gaumen etwas Mokka, Lakritz, Leder. Subtiler Barrique-Einsatz. Überwältigende Frische.

Valtravieso La Revilla Ribera del Duero DO 2009. 300 cl. 14,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 81.–. www.gerstl.ch

Essen in Paris (V)

Letzte Folge von einem Frankreich-Ausflug: Wie sich Alain Ducasse nochmals neu erfindet. Von David Schnapp

Alain Ducasse ist unzweifelhaft einer der wichtigsten Köche der letzten beiden Jahrzehnte, alleine seine vierbändige Enzyklopädie «Grand Livre de Cuisine» ist ein Standardwerk, das in jedes gut sortierte Kochbuchregal gehört. Ducasse hat aber auch den Koch



Nah am Produkt: Küchenchef Romain Meder.

erfunden, der nicht in der Küche sein muss, um erfolgreich zu sein. Im Pariser Luxushotel «Plaza Athénée» kocht sein langjähriger Mitarbeiter Romain Meder, auch wenn natürlich das Konzept und die Grundausrichtung des frisch renovierten Restaurants vom Meister stammen.

In der Küche gibt es denn auch einen schön eingerichteten Extra-Raum, wo Ducasse jederzeit Platz nehmen kann, um die Gerichte zu probieren, die Meder und sein Team sich erdacht haben. Im Restaurant wurde trotz viel Kristall und Edelmetall die Losung «Naturalité» ausgerufen. Man isst ohne weisse Decken an Holztischen, auf der Karte stehen keine Fleischgerichte, sondern nur Fisch, Gemüse und Getreide – Ducasses Beitrag zu einer gesünderen, nachhaltigeren Ernährung.

Fest der Natur

Die Natur in allen geschmacklichen Facetten feiert hier ein Fest. Da ist das nach allen Regeln der Handwerkskunst gebackene Sauerteigbrot, zu dem Butter und grob gemörserter Pfeffer gereicht werden, der nicht scharf, sondern eher blumig-süss erscheint. Oder die Sardine, perfekt zerlegt in Filet und Karkasse, Ersteres leicht grilliert, Kopf und Gräten hingegen sind knusprig ausgebacken, man isst also alles vom Fisch, dazu gibt es grillierten Lattich und ein Püree davon, was ein breites Aromenbild von leicht bitter bis dezent süss und röstig ergibt.

Das Mittagessen ist ein eindrückliches Schaubeispiel für eine Küche nah am Produkt, mit rustikaler Ästhetik präsentiert und dabei durchaus zukunftsweisend, was das theoretische Grundgerüst angeht: zum einen der Respekt den Tieren gegenüber, die man essen will, und zum andern die Wertschätzung für sogenannte einfache Zutaten wie etwa Steinpilze (hier zum Hummer) oder Linsen (zum Kaviar). Damit erfindet sich Alain Ducasse gewissermassen nochmals neu, entwickelt seine «cuisine brute», die er beispielsweise im «Louis XV» in Monte Carlo schon lange pflegt, in eine neue, leicht nordisch wirkende Richtung, aber mit dem grossartigen, leicht reduzierten Produktkanon der französischen Küche.

Alain Ducasse au Plaza Athénée,
25, avenue Montaigne, 75008 Paris.
Tel. +33 1 58 00 23 43.
Samstags und sonntags geschlossen.

Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Geschäfts-Express

Beim Mercedes-AMG E 63 kommt das Beste aus zwei Welten zusammen. *Von David Schnapp*

Letzte Woche präsentierte Mercedes an der malerischen Algarve ein Auto, für das ein Superlativ alleine nicht genügt: «die intelligenteste Business-Limousine» und «die stärkste E-Klasse aller Zeiten». «Business-Limousine» ist ja ein genialer Begriff aus der Marketingabteilung, der eine neblige Vorstellung davon vermittelt, worum es gehen soll, ohne konkret zu werden. Ist die Limousine ein gutes Geschäft, und wenn ja, für wen? Oder

macht man damit oder darin Geschäfte? Man weiss es nicht. Zu den Händlern kommt das Auto im Januar, Preise sind noch nicht bekannt.

Unzweifelhaft ist hingegen, dass der neue Mercedes-AMG E 63 S 4Matic+ die stärkste E-Klasse aller Zeiten ist. Eine Limousine im Sport-Outfit: breit, präsent und angriffslustig aus der Nähe und – weiss lackiert etwa – fast unauffällig aus etwas grösserer Distanz.

Im Innern ist der E 63 ein Fest der Automobiltechnik. Mit dem doppelt aufgeladenen V8-Benziner mit bis zu 612 PS vergehen noch 3,4 Sekunden für den Sprint von 0 auf 100 km/h. Es gibt ein Neungang-Sportautomatik-Getriebe, Zylinderabschaltung, Dreikammer-Luftfederung, ein neuentwickeltes Allradsystem mit vollvariabler Momentverteilung zwischen Vorder- und Hinterachse, das auf Wunsch auch reinen Heckantrieb ermöglicht.

Auch wenn dieses Auto kein reiner Sportwagen sein will, ist es beeindruckend, was es bei forcierter Fahrweise auf einer Rennstrecke

kann. Die Limousine bleibt auch in schnellen Kurven stabil, die optionalen Keramikbremsen vernichten Energie so effizient wie ein schwarzes Loch, und die Elektronik hält einen auf der Bahn, falls man den persönlichen Grenzbereich in der Euphorie etwas zu optimistisch eingeschätzt haben sollte.

Ohne Zutun des Fahrers

Nun fahren die meisten Besitzer einer AMG-E-Klasse damit keine Rennen, sondern zur Arbeit. Vielleicht heisst es deswegen Business-Limousine. Dann freut man sich an einem fein gestalteten Interieur mit grossen, brillanten Anzeigen, bei denen zwei Bildschirme quasi zu einem auf einen halben Meter Breite gezogenen iPad verschmelzen. Hochästhetische Grafiken, Informationen in allen Details – angezeigt wird etwa nicht nur der Reifendruck, sondern auch die Reifentemperatur – sowie eine ganze Gruppe von Assistenzsystemen ermöglichen entspannte Langstreckenreisen. Auf Wunsch fährt der Geschäfts-Express mehr oder weniger von alleine, hält die Spur, den Abstand zum Auto vor einem, und wird der Blinker betätigt, erledigt die Technik das Überholmanöver ohne Zutun des Fahrers. So hat man das Beste aus zwei Gefühlswelten: Adrenalin-Momente zum einen und komfortable Entspannung danach.

Mercedes-AMG E 63 S 4Matic+

Hubraum: 3982 ccm
Leistung: 612 PS / 450 kW
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: noch nicht bekannt





«Es ist sehr teuer, wissen Sie?»: Musiker und Markenbotschafter Lang Lang, 34.

MvH trifft

Lang Lang

Von Mark van Huisseling — Was dem chinesischen Pianisten und Klassikstar wichtig ist.

Sie sind ein berühmter und erfolgreicher Pianist. Aber angesehene Musiker sowie wichtige Kritiker urteilen streng über Sie beziehungsweise über Ihr Spiel. Weshalb?» – «Das sehe ich nicht so. Ich denke, ich hatte viel Glück, so eine Karriere machen zu können. Und, ehrlich, die Kritiken wurden besser in den vergangenen Jahren. Aber es wird immer Leute geben, die eine andere Meinung haben. Und das ist in Ordnung. Falls plötzlich jeder sagt, ich sei grossartig, dann werde ich denken: «Jetzt mache ich was falsch.» – «Haha.» – «Nein, im Ernst. Als Künstler kann man es nicht jedem recht machen, sonst ist man kein Künstler mehr. Man braucht starke eigene Positionen. Ich mag es, einen eigenen Stil zu haben, ich will speziell sein.» – «Finden Sie es wichtig, was andere Musiker und Kritiker über Sie sagen?» – «Es interessiert mich, und ich respektiere andere Meinungen. Aber ich bin nicht besorgt, wenn es jemandem nicht

gefällt, was ich mache und wie ich spiele. Dafür habe ich zu viel zu tun.»

Lang Lang, 34, ist ein chinesischer Pianist. Er soll mit drei Jahren angefangen haben, Klavierstunden zu nehmen, mit fünf gab er erste öffentliche Konzerte, und als junger Erwachsener spielte er bereits unter grossen Dirigenten (Daniel Barenboim, Simon Rattle, Lorin Maazel) oder gab Solokonzerte auf Bühnen angesehener Häuser (Carnegie Hall, New York, Royal Albert Hall, London). Er trat aber auch in der deutschen TV-Show «Wetten, dass ...?» auf sowie anlässlich der Eröffnung der Fussballweltmeisterschaft in Deutschland (2006) respektive der Olympischen Spiele in Peking (2008) oder mit Metallica, einer Heavy-Metal-Band, an den Grammy Awards, den amerikanischen Musikpreisen, in Los Angeles (2014). Oliver Schnyder, der Schweizer Pianist mit internationaler Ausstrahlung, sagte mir: «Ich bewundere seine Energie, er ist ein phäno-

menaler Pianist. Nicht meine Welt, aber sein Spiel hat immer eine Aussage.» Doch einige aus der Pianistenzunft und der Kritikerwelt beurteilten Lang Lang skeptisch, bisweilen ganz und gar ablehnend, sagte Schnyder weiter. Mein Gespräch mit Lang Lang fand im Hublot-Geschäft in Hongkong statt, er ist Botschafter der Uhrenmarke (ich war Gast des Unternehmens). Er ist unverheiratet und kinderlos, lebt in Peking, New York und Paris, wo er je ein Haus oder eine Wohnung hat.

«Sie arbeiten mit verschiedenen Unternehmen zusammen [von Hublot etwa gibt es ein Modell mit Minutenrepetition ihm zu Ehren], besteht die Gefahr, dass Ihre künstlerische Freiheit dadurch eingeschränkt wird?» – «Nein, kommerzielle und künstlerische Arbeit sind zwei verschiedene Dinge.» – «Aha, und das eine hat nichts mit dem anderen zu tun?» – «Richtig, obwohl das viele Leute missverstehen. Dabei ist es so, dass kommerzielle Arbeit die Lage des Künstlers verbessert: Wenn ich mit einer Marke zusammenarbeite, komme ich an ihre Kunden ran mit meiner Musik. Und die Marke wiederum will von mir meine Ausstrahlung und meine Bekanntheit. Es ist also eine Win-win-Situation. Und die Brücke dazwischen ist – Musik. Wenn mich ein Unternehmen finanziell unterstützt, kann ich Aufnahmen machen, die ich sonst nicht bezahlen könnte. Es ist sehr teuer, Musik aufzunehmen, wissen Sie? Und Plattenfirmen sind nicht immer bereit, die Rechnung zu zahlen. Doch es geht nicht nur ums Geld, es geht auch um Ideen. Und Geschäftsleute haben oft grossartige Ideen. Natürlich nicht alle, für mich wäre es zum Beispiel nicht attraktiv, mit einer Instant-Nudel-Firma zusammenzuarbeiten, mit einer Uhrenmarke schon.» – «Wie wichtig ist Ihnen kommerzieller Erfolg?» – «Künstlerischer Erfolg ist für mich am wichtigsten. Aber wenn ich zudem geschäftlich erfolgreich bin, macht mich das glücklich.» – «Musik kommt also an erster Stelle?» – «Ja, klar, das ist mein Fokus. Wenn ich mich darin gestört fühlen würde als Künstler, würde ich alles andere zuerst aufgeben. Aber es ist so, dass man mich [als Markenbotschafter et cetera] sowieso nur will, solange ich ein erfolgreicher Musiker bin; wer möchte schon Werbung machen mit einem Pianisten, der *crap* [Mist] spielt? Haha.»

«Was ist das Wichtigste, das Sie von Ihrem Vater gelernt haben?» (Er war streng, machte Druck, damit der Sohn erfolgreich wird, weil das Geld der Familie für seine Klavierausbildung draufging.) «Nie aufzugeben; er war hart zu mir, als ich noch sehr jung war, zu hart. Aber heute sind wir gute Freunde.» – «Wer ist der beste Pianist aller Zeiten?» – «Wladimir Horowitz. Oder Arthur Rubinstein.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Eine Asien-tour – zwanzig Konzerte in fünfzig Tagen.»

Eines seiner liebsten Restaurants: Trattoria Dell'Arte, 900 Seventh Avenue, New York, Tel. +1 212 245 98 00



ROLEX

DIE OYSTER PERPETUAL

Die moderne Weiterentwicklung der ersten,
1926 präsentierten Oyster ist ein
markantes Symbol für universelle Eleganz.
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL 39

BUCHERER

1888

bucherer.com